

Intermezzo 2 – Nicht zur Nachahmung empfohlen

Die nähere Umgebung unseres Hauses war für einen abenteuerlustigen Jungen wie mich ein Paradies. Besonders schön sind Kinderabenteuer jedoch, wenn man sie mit Freunden erlebt. Das größte Wunder dieser Zeit ist, daß weder ich noch meine Freunde eine ernsthaften Verletzungen davon getragen habe. Beulen? Ja und immer wieder gern. Knochenbrüche? Die Ausnahme. Bleibende Schäden? Keine! Ich betone das so sehr, weil wir uns zum Teil auf völlig idiotische Art und Weise selbst gefährdet haben.

Das kritische Alter für Mutproben und andere Idiotenspiele lag bei mir zwischen dem siebenten und zwölften Lebensjahr. Los ging es mit Dieter Otto aus dem Nachbarhaus. Wir haben uns zwar gut vertragen, allerdings eher selten miteinander gespielt, weil er 1 Jahr älter war als ich. An einem der Tage, an dem wir gemeinsam etwas unternommen haben, zog ein furchtbares Unwetter auf, so dass wir zu ihm in die Wohnung in sein Kinderzimmer gingen. Miteinander spielen war nur mäßig interessant, aber was es zu bestaunen gab, das waren wundervolle Blitze. Wir öffneten also sein Kinderzimmerfenster und stellten uns von innen auf das Fensterbrett. Es war ein vierflügeliges Fenster mit jeweils zwei Flügeln übereinander und in der Mitte ein großes Fensterkreuz. Mir ging die waagerechte Strebe des Fensterkreuzes bis an den Kopf und Dieter, der deutlich größer war, stieß mit seiner Schulter daran. Dann kam uns eine tolle Idee: Ich nenne das Spiel einmal „Wetterhäuschen“. Das bedeutete, dass wir beide wie die Figuren in einem Wetterhaus, die aus ihren Türchen kommen, jeweils aus den Fensterflügeln guckten. Es stürmte und regnete draußen mit voller Wucht und wir ließen uns abwechselnd, nur eine Hand an der senkrechten Mittelstrebe, zum Fenster heraushängen. Das Gewitter war direkt über uns und so schlugen mehrere Blitze auf unserem Hof in unmittelbarer Nähe ein. Mann, hatten wir einen Spaß dabei. Warum der Blitz nicht einen von uns erwischt hat, das wird wohl ewig ein Geheimnis bleiben. Überhaupt war Dieter immer für einen guten Unfug zu haben. Es waren zumeist keine

bösartigen Sachen, aber als Engel am Hausalter wäre er wohl nicht durchgegangen.

Vielleicht im gleichen Alter, vielleicht auch ein klein wenig später, wurde der Spielplatz auf unserem Hof erneuert. Das Klettergerüst wurde gestrichen, die Schaukel wurde in Stand gesetzt und, was in dem Moment das wichtigste war, der Sandkasten wurde mit neuem Sand gefüllt. Dieser Sand war nicht nur sauber, er war in erster Linie auch viel. Kurz zur Beschreibung: der Sandkasten grenzte mit einer Seite an die Hofbegrenzung, die zuerst aus einer ca. 1 m hohen Mauer bestand, auf der auf zwischen etwa 2,5 m hohen Säulen Zaunelemente befestigt waren.



Heute ist dort eine Tür mit Zugang zum Hof. Damals ging der Sandkasten innen bis an die Mauer.

Mit dem frischen Sand im Kasten spielten wir „Jagdbomber“. Für uns bedeutet das, dass wir zuerst im Sandkasten eine Burg bauten. Sie musste nicht schön sein, lediglich möglichst hoch, damit man viel Fläche zum bombardieren hatte. Dann stellten wir kleine Stöckchen als Soldaten auf die Sandburg, nahmen Backsteine von einem nahe gelegenen Haufen und bombardierten. Alles in allem kann man so 15 min überbrücken oder vielleicht auch zwanzig. Wegen 20 Minuten geht man aber nicht auf den Spielplatz und so musste uns

etwas Besseres einfallen. Wir bauten also die Burg wieder auf, stiegen auf die kleine Mauer, von dort auf die Zaunelemente und von dort zogen wir uns auf die großen gemauerten Pfeiler hoch, deren Deckfläche nicht einmal richtig glatt war sondern zur Zierde etwas angeschrägt und sprangen von oben mit weit ausgebreiteten Armen auf die Sandburg und hatten damit nicht nur ein Problem, uns wegen der Höhe nicht die Knochen zu brechen sondern, weil im Sandhaufen mitunter noch ein herrenloser Backstein lag.

Mit Springen hat auch mein nächstes schönes Spiel zu tun. Dicht hinter unserem Haus floss ein kleines Bächlein mit Namen Schrote. Es war so 1 bis 2 m breit und wenn sich nur genügend Jungs zusammen fanden, fragte immer irgendjemand: Wollen wir Schrote-springen gehen? In den ersten Jahren hatte die Schrote noch unbefestigte Ufer und das Springen von Ufer zu Ufer war völlig unkritisch, wenn man sich denn traute. Als ich dann etwa acht Jahre alt war, wurden die Ufer durch gemauerte Schrägen befestigt. Damit wurde das Springen deutlich erschwert, weil der Abstand von Ufer zu Ufer vergrößert wurde.



Nun gut, der Mensch wächst mit seinen Aufgaben. Wir sprangen nach wie vor, aber wir holten uns jetzt bei der Landung ab und zu auch ein paar Schrammen.

Irgendwann hatte dann jemand eine spritzige Idee. Im Sommer war das Wasser relativ flach und warm und auf dem Grund bildeten sich lange Fäden grüner Algen. Der Reiz des Neuen lag darin, einen schönen Bereich der Landezone am anderen Ufer mit diesen feuchten, glitschigen Algen zu bedecken und dann zu springen. Wer nicht weit und hoch genug sprang, der landete auf dem Algenteppich und rutschte ohne Chance auf Rettung ins Wasser. Genau genommen zog es einem so die Füße weg, dass man mit dem Rest des Körpers auf das Steinufer knallte.



Wir konnten uns generell nicht über einen Mangel an Ideen beklagen, unsere Knochen zu gefährden. Eine weitere schöne Mutprobe war das Rohr einer Fernwärmeleitung, dass in etwa 2 m Höhe über die Schrote führte. Rechnet man noch die Tiefe der Schrote dazu, dann kommt man bestimmt schon auf 2,5 m. Wer also dazu gehören wollte, der musste zuerst einen Weg auf das Rohr finden, dass an einer Stelle aus dem Boden kam, und sich dann als lang gezogenes U über die Schrote spannte. Dann musste man aufrecht

auf die andere Seite balancieren und zu guter Letzt natürlich auf der anderen Seite wieder abspringen. Herunter klettern ging auch, aber dabei haben wir uns regelmäßig an der damals noch vorhandenen Isolierung geschnitten. Ein Festhalten am Brückengeländer war übrigens nicht zulässig.

Auch der Winter war an der Schrote eine schöne Zeit. Wenn es richtig kalt war, fror sie komplett zu. Dann konnte man auf dem Eis wunderbar laufen und schlittern. Es gab dann aber

auch immer wieder den Zustand zwischen gefroren und aufgetaut. Was eine begehbare Eisschicht ist, das ist in vielen Fällen nur eine Frage der Definition. An der steinernen Uferbefestigung haftete oft noch ein bedingt begehbare Streifen von 10-15 cm Breite, wenn das Eis in der Mitte schon längst getaut oder durchgetreten war. Ob dieser Streifen einen Erwachsenen getragen hätte, wage ich zu bezweifeln. Wir aber waren Kinder und probierten es einfach aus. Bedingt begehbare bedeutet, dass es auch immer wieder kleine Abschnitte gab, an denen das Eis nicht mehr trug. Dann stand man plötzlich bis zu den Knien im eiskalten Wasser und musste möglichst schnell ein Stück Eis finden, das noch hielt und von dem aus man ans Ufer steigen konnte. Eiskaltes Wasser tut richtig weh. Ist man aber erst einmal aus dem Wasser heraus, dann lässt dieser Schmerz relativ schnell nach. Von diesem Moment an hatte man dann auch genügend Zeit, zu überlegen, wie man die nassen Stiefel und Hosen zu Hause an den Eltern vorbei schmuggelt. Natürlich waren unsere Eltern auch nicht ganz dumm, ganz besonders meine, und so endete das Abenteuer des im Wasser einbrechens mehr als einmal in Hausarrest. Es gab generell keine Schläge aber rückwirkend glaube ich, dass ein Tag Hausarrest als erzieherische Maßnahme bei mir komplett wirkungslos verpufft ist.

Die Schrote war ein Mysterium. Wir haben uns an ihr verletzt, dreckig gemacht, sind in Scherben und Unrat getreten, haben uns die Köpfe beim Versuch, unter den Brücken auf einer schmalen Kante entlang zu laufen, blutig gestoßen, haben uns mit Mutproben und Jungsspielen in Gefahr gebracht und doch hat uns dieses kleine, schmutzige Bächlein magnetisch angezogen. Braucht es da noch folgende Worte?

An manchen Stellen standen Pappeln. Diese Bäume waren hoch und sehr schwer zu besteigen. Wir haben es versucht! Besonders auf den Brücken war ein starker Verkehr. Daher verboten uns unsere Eltern regelmäßig, an der Schrote zu spielen. Wir haben es ignoriert! Wir wußten zu jeder Zeit, daß wir uns selbst gefährdeten. Wir haben es akzeptiert und geliebt!

Briefmarken

Opa war ein begeisterter Briefmarkensammler. Wahrscheinlich wurde diese Art Hobby seinem Temperament am besten gerecht. Er hatte Unmengen an gefüllten Briefmarkenalben und dazu noch jede Menge noch nicht einsortierte Briefmarken. Es wird mir ein Leben lang ein Rätsel bleiben, wozu man einen Karton mit ungefähr 10000 Briefmarken für zehn Pfennig mit dem Kopf von Walter Ulbricht benötigt aber zum Wegwerfen waren sie ihm anscheinend zu schade. Akribisch bewahrte er einen großen Teil seiner Schätze in jeder Menge alter Papiertüten mit dem Aufdruck „25 Jahre Falken-Drogerie“ auf, um sie irgendwann auf Alben zu verteilen oder nur sortiert einzulagern. Wenn er mir die kleinen bunten Bildchen zeigte, war ich schwer beeindruckt und so war es gar nicht so schwer für ihn, mich auch zum Sammeln zu bewegen. Eines Tages hatte er ein schwarzes Blatt aus dickem Karton mit durchsichtigen, nach oben offenen Plastestreifen, in dem eine Briefmarke steckte, in der Hand. Er lächelte mich freundlich an und sagte: Schau mal hier, das ist deine erste Briefmarke und ich schenke dir noch drei Stück dazu. Ich war stolz und glücklich und fühlte mich gleich etwas älter als meine 5 Jahre. Von diesem Zeitpunkt an baute ich mir eine schöne Sammlung auf. Wahrscheinlich kam das auch meinem Temperament entgegen.

Die Briefmarken, die von Opa schon katalogisiert und eingeordnet waren, mochten wohl wertvoller sein, als die, aus denen meine kleine Sammlung bestand, aber vom Motiv her begeisterten sie mich gar nicht. Deutsches Reich und Kolonien, DDR, BRD, Sowjetische Besatzungszone. Alle diese Marken waren klein, unauffällig und meistens hat ein dicker Stempel das Motiv überdeckt. Dazu kamen 10000 weitgehend wertlose Briefmarken mit Walter Ulbricht, 1000 Briefmarken von unbestimmtem Wert mit Hindenburg, 1000 Briefmarken mit Hitler. Hitler hatte da schon einen besonderen Reiz, weil er verboten war. Man durfte diese Briefmarken zwar besitzen aber nicht tauschen. Das Album mit den Briefmarken von 1933-1945 wurde daher auch nicht so oft und vor allen Dingen

nicht so gern gezeigt. Was hatten wir in der Schule nicht alles über Hitler gelernt. Eigentlich war er der Teufel in Person und so einer war auf Briefmarken abgebildet. Ein unscheinbarer Mann mit unvorteilhafter Frisur und kleinem Schnauzbärtchen. Erst später habe ich bei Opa farbenfrohere Briefmarken gesehen, die aber anscheinend für ihn ohne größere Bedeutung waren.

Meine Sammlung wuchs und wuchs und irgendwann hatte ich mein erstes kleines Album. Es war blau und darin fanden etwa 120 Briefmarken Platz. Dann kam ein etwas größeres Album dazu und noch ein drittes und dann sagte mir mein Opa: „Du musst irgend Etwas spezielles sammeln.“ Ich war dankbar für jeden hilfreichen Vorschlag und er schlug vor: „Bau dir eine Spezialsammlung mit Motiven von Vögeln auf.“ Zufällig gab es zu dieser Zeit

in der DDR eine Ausgabe mit heimischen Vögeln, die zeitweise auf jedem Brief klebten. Der Anfang war also recht einfach und so hatte ich in meinem Album einen Satz geschützter Vögel, besonders oft aber die 20-Pfennig-Marke. Als der Platz nicht mehr ausreichte, füllte ich die überschüssigen Marken in eine Tüte. Dazu kamen noch jede Menge Briefmarken mit dem Kopf von Walter Ulbricht ...



Im Laufe der nächsten Jahre sammelten sich mit Opas Hilfe und der meiner Eltern eine ganze Menge von Briefmarken an,

darunter besonders viele Vögel aus der DDR, aus Europa, aus Asien und Afrika, wobei die Briefmarken aus den Arabischen Emiraten immer die schönsten waren.

Heike hatte übrigens unter freundlichem Anfeuern meines Opas auch eine kleine Sammlung aufgebaut, aber sie besaß immer weniger Briefmarken als ich und hatte auch viel kleinere Briefmarkenalben. Ihre Spezialsammlung waren Märchen. Da auch ihr Interesse kleiner war als meins hat sie sich dann irgendwann konsequent von ihrer Sammlung getrennt und mir ihren gesamten Besitz geschenkt.

Ich war da ganz anders – mehr wie ein Wissenschaftler gestrickt. Ich fand über Jahre die Muße, mich für viele Stunden ganz, ganz tief in die Sammlung einzugraben. Nach dem Tod von Opa habe ich dann seine gesamte Briefmarkensammlung in meine eingearbeitet und irgendwann angefangen, ein wenig auszumisten. Das bedeutete, dass ich von vielen Briefen die noch darauf klebende Briefmarke abgeweicht und in die entsprechenden Tüten einsortiert habe.

Dann habe ich versucht, Ordnung in einen Karton zu bringen, in dem vielleicht 10000 Marken bunt durcheinander lagen. Als erstes wurde ein Berg mit jedem Satz oder Motiv aufgetürmt. Unser Wohnzimmertisch war zeitweise für nichts anderes zu benutzen. Abends wurde dann eine Zeitung über die Berge gelegt, damit beim Öffnen der Türen nicht alles davon flog.

Einer der Berge bestand aus einer Ausgabe der „Provinz Sachsen“. Alle diese Briefmarken hatten das gleiche Motiv mit dem Wappen von Sachsen, nur einen anderen Nennwert und eine andere Farbe. Ich betrachtete also voller Begeisterung die Briefmarken und das immer wiederkehrende Bild und tunkte die Briefmarken mit einer Pinzette in Waschbenzin und sah mir das Wasserzeichen auf der Rückseite an. Wasserzeichen waren mindestens genau so spannend wie die Briefmarke selbst. Dabei entdeckte ich bei einer Briefmarke, dass sie ein Wasserzeichen hatte, das als Treppenstufen von links unten nach rechts oben ging, während die

Wasserzeichen aller anderen Briefmarken von links oben nach rechts unten gingen. Ich nahm also den Katalog und stellte fest, dass diese Briefmarke einen Wert von 4500 Mark hatte. Noch einmal in Worten: Viertausendfünfhundert. Auf Geld bezogen war diese Zahl so groß, dass ich sie kaum aussprechen konnte. Am Abend zeigte ich Papa voller Begeisterung diese Briefmarke. Er lächelte mich an und sagte: „Wenn im Katalog 4500 Mark stehen, dann ist die Marke maximal 2000 Mark wert. Das war immer noch eine unvorstellbar große Summe für mich. In meiner Umrechnung waren das damals ein Kofferradio, ein Kofferradio und noch ein Kofferradio. Natürlich haben wir diese Briefmarke nicht verkauft. Papa hat sie lediglich in einem separaten Karton in seinem Schrank aufbewahrt. Auf eBay gibt es dafür heute vielleicht 20 €.

Es gibt da noch eine nette Anekdote. In der Schule gab es noch mehr Briefmarkensammler und manchmal wurden Tauschnachmittage organisiert. Nun kennt jeder die „Blaue Mauritius“. Diese Briefmarke ist eine der wertvollsten Stücke auf der Welt und hat mit den Briefmarken aus dem heutigen afrikanischen Staat Mauritius nicht all zu viel zu tun. In meiner Spezialsammlung gab es nun eine Briefmarke mit einem Vogel aus Mauritius. Es gab natürlich sofort eine lange Diskussion, wie wertvoll meine „Mauritius“ denn sei. Wir einigten uns in völliger Unwissenheit auf „wertvoll - aber nicht so sehr wie die blaue ...“.

Die Sammlung selbst existiert noch heute, sauber eingelagert und seit Jahren nicht berührt. Vielleicht findet sich ja in einer der nächsten Generationen ein Liebhaber und Wissenschaftler, der das Werk der Generationen beendet. Nur zur Warnung: Es handelt sich um die gesamte untere Etage eines recht großen Bücherschranks, in dem etwa 30 Alben liegen, mehrere große Kisten stehen und ...zig Briefe liegen, auf denen noch eine Briefmarke aufgeklebt ist, die es abzuweichen, zu trocknen, pressen und einzusortieren gilt.

Ein paar kleine Geschichten

Wenn ich heute an meine Kindheit gerade in den Jahren 1969 bis 1973 zurück denke, dann war diese Zeit glücklich und behütet. Ich hatte zu meiner Mutti immer ein ganz besonderes Verhältnis. Wir waren nicht immer einer Meinung aber es gab nie echte Spannungen oder größeren Verstimmungen. So wurde ich in dieser Zeit auch von ihren Vorlieben geprägt. Sie war ein großer Freund von Opern und Operetten und Kunst allgemein. Die auf mich übertragene Liebe zur Oper gipfelte schließlich sogar darin, dass mein erster großer Berufswunsch Dirigent war. Ich kleiner Knopf wollte also vor einem großen Orchester stehen und alles spielte nach meinem Taktstock. Woher sollte ich den aber bekommen? Da hatte ich eine tolle Idee. Wir hatten in unserem Kinderzimmer vier Stühle, in deren Rückenlehne mehrerer Stäbe von ca. 6 mm Durchmesser eingesetzt waren. Ich war zwar klein aber schon stark genug, einen dieser Stühle auseinander zu nehmen und mir damit einen Taktstock zu organisieren. Ich hielt den Stab in der Hand und dirigierte in stolzer Haltung die Mittelwelle in einem riesig großen Röhrenradio Marke Potsdam. Auf diesem Radio konnte man drei bis fünf Sender empfangen, wieviel genau hing immer irgendwie mit dem Wetter zusammen. Irgend etwas mit Klassik kam immer, und wenn doch nicht, dann dirigierte ich Pop und Schlager und sang gelegentlich lauthals mit. Schon damals liefen im Radio viele Lieder in englischer Sprache. Ich kannte nicht die Melodie, ich war des englischen nicht mächtig und mit diesen hervorragenden Grundvoraussetzungen schmetterte ich für mich selbst Konzerte, die eine Katze hätten umbringen können.

Die Liebe zu Oper und Klassik hielt sich jedoch nur eine begrenzte Zeit. Nicht ganz unschuldig daran war mein Opa. Als ich 7 oder 8 Jahre alt war hat er mir einen Bausatz für ein kleines Radio geschenkt. In diesem Alter erzielt man natürlich keine großen technischen Erfolge mit Bedienungsanleitungen und Lötkolben aber auch mein Opa konnte mit seinen zwei linken Händen dieses Manko nur sehr schlecht ausgleichen. Papa hat dazu immer gesagt, dass Opa einen Nagel nur

anschauen musste, damit dieser vor Angst krumm wird. So blieb der Bausatz erst einmal eine Weile liegen.

Jedoch zurück zum Radio: Mein kleines SWESDOTSCHKA, ein Miniradio aus russischer Produktion, bestand aus einem Gehäuse, einer Leiterplatte, einem Lautsprecher, der an die Leiterplatte angelötet werden sollte und, dazu gekauft, einer Blockbatterie für 9 V. Mein Opa lötete also den Lautsprecher an die Leiterplatte, setzte das Radio zusammen, schaltete es ein und, wie zu erwarten, geschah nicht das Geringste. Opa schimpfte ein wenig auf die schlechte russische Qualität und legte das Gebilde wieder beiseite. Papa und Opa hatten immer ein leicht distanziertes Verhältnis zueinander, so dass Opa schon aus diesem Grund von Papas Seite keine Hilfe zu erwarten hatte.



So gingen also die Wochen ins Land, bis Opa den Haufen Technik doch wieder in die Hand nahm und plötzlich feststellte, dass ein Draht zum Lautsprecher bei der Montage wieder abgerissen war. Löten war eben nicht seine Spezialität. Es gingen wieder mehrere Wochen ins Land, bis Opa schließlich zur finalen Lötung ansetzte. Diesmal hielt der Draht

bei der Montage. Er schaltete das Radio ein aber ebenso wie beim letzten Mal kam nicht der leiseste Ton. Er nahm also das Radio auseinander, setzte es wieder zusammen, nahm es wieder auseinander, setzte es wieder zusammen. Auch nach dem dritten oder vierten Mal blieb das Radio stumm. Dann legte er es endgültig beiseite. Verdammte russische Qualität!!!

Nach weiteren Wochen, natürlich in Abwesenheit von Opa, griff Papa dann schließlich doch ein. Er kaufte eine neue Batterie, tauschte sie gegen die alte aus, schaltete das Radio ein und – es spielte. In all der Zeit, die Opa gebraucht hatte, die Teile zu montieren, hatte sich lediglich die Batterie entladen. Auf die Bemerkungen von Papa zu Opa möchte ich nicht näher eingehen, das Sprichwort: „Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen“ sagt sicher genug.

Einen Schaden ganz anderer Art hatten Heike und ich einige Zeit später. Wir beide haben von je her gern kleine Mengen von Kondensmilch genascht. Unsere Eltern wussten das und so gab es für jeden von uns zu Ostern ins Osternest eine kleine Dose mit 0,25 l Inhalt.



Wir schwelgten in Gedanken an diesen Geschmack, nahmen uns jeder ein Glas und gossen beide Gläser randvoll. Die

Gläser konnte man kaum noch anheben. Dann saßen wir daneben und hetzten ganz leise: In meinem Glas ist mehr als in deinem. Ein kleines Nippen und noch ein kleines Nippen. Lecker. Auf keinen Fall wollte aber einer von uns beiden weniger in seinem Glas haben als der andere. So standen die beiden Gläser und standen und standen. Irgendwann gingen Heike und ich spielen. So lange wir alle beide weg waren, konnte sich am Status Quo ja nichts ändern. Das Ende vom Lied war aber, dass beide Gläser weg waren und als wir Mutti danach fragten, sagte sie, dass es schade wäre, die schöne Kondensmilch so verkommen zu lassen. Ich weiß nicht, was sie damit gemacht hat. Weggeschüttet hat sie die Gläser bestimmt nicht. Vielleicht hat sie sie getrunken, vielleicht auch nur in ein anderes Gefäß zurückgeschüttet und zum Kaffeetrinken mit verwendet. Heike und ich waren an diesem Tag schon ziemlich dämlich und haben nie wieder Kondensmilch geschenkt bekommen.

Noch etwas zum Thema „Nahrungsaufnahme“: Im Alter von 6-8 Jahren war ich kein guter Esser. Eine Weile aß ich keine Wurst und keinen Käse sondern immer nur Brot mit Butter darauf. Später änderte sich das, indem ich monatelang nur Bratwurst auf die Stulle wollte oder monatelang nur Leberwurst. Milchprodukte außer frischer Milch und Butter gab es bei mir überhaupt nicht. Anders meine Mutti – sie hat zum Beispiel saure Milch gegessen. Eigentlich trinkt man ja Milch, aber wenn sie ein paar Tage durchgesäuert war, flockte diese undefinierbare Masse aus und setzte sich von der Flüssigkeit nach unten ab. Die Flüssigkeit wurde dann abgegossen und der grau-weiße Rest in eine Schüssel gekippt, gezuckert und wie eine Art Frischkäse oder Quark gegessen. Ich weiß nicht, ob es geschmeckt hat oder ob es nur aus der Not geboren war, weil man keine Lebensmittel wegwirft, aber saure Milch war für mich einfach nur abartig. Genau so wenig habe ich Quark gegessen. Im Idealfall wurde in den Quark Marmelade eingerührt, so dass er etwas fruchtig und süß schmeckte. Ich habe ihn trotzdem stehen gelassen.

Irgendwann in dieser Zeit haben wir von der Schule aus eine eintägige Klassenfahrt nach Thale gemacht. Es war immer

wieder das gleiche. Man setzte sich morgens in den Zug nach Halberstadt, stieg um und fuhr mit dem nächsten Zug nach Thale, stieg dort am Bahnhof aus und wanderte auf den Hexentanzplatz. Dort angelangt kaufte man sich als Souvenir eine Brockenhexe. Auf der Wanderung wurde während der ersten Pause gemeinsam gefrühstückt. Frau Wilcke, unserer Klassenleiterin in Klasse 2 bis 4, fiel etwas besonders Originelles ein. Alle Kinder legten ihre Frühstücksstullen auf ein großes Tablett und dann durfte sich jeder davon bedienen. Es gab verschiedene Sorten Wurst und Käse aber ich hatte gerade die Phase, in der ich nur Brot mit Butter aß. Butter war für mich weiß, also griff ich nach einer Stulle, die mit nichts als etwas weißem bestrichen war. Ich wusste ja, was ich von zu Hause mitbekommen hatte. Dummerweise war es aber keine eigene Schnitte sondern eine Scheibe mit Quark. Es war grauenvoll. Was ich einmal angebissen hatte konnte ich nun nicht mehr weglegen und so habe ich diese halbe Scheibe Brot unter Schmerzen und Ekel in mich hinein gequält.

Ich hatte in der Schule einen ziemlich großen Freundeskreis. 2 meiner Freunde haben unsere Schule nach der 3.Klasse verlassen, weil ihre Väter Offiziere waren und an einen anderen Standort versetzt wurden. Einer von ihnen war Ulf Riemann. Ulf war ein ruhiger und freundlicher Zeitgenosse und außerdem einen Kopf größer als ich. Er wohnte nur 5 min von unserem Haus entfernt in der Friesenstraße und wir trafen uns ab und zu nachmittags, um in den Büschen an der Schrote zu spielen oder, weil er ein paar Probleme in Mathematik hatte, um miteinander zu üben. Wir hatten ein geniales Verhältnis zueinander, das sich unter anderem darin äußerte, daß wir uns gegenseitig nicht verpetzten.

Wir hatten zu jenem Zeitpunkt in der Schule ein System, nach dem wir in den Pausen still an unserer Schulbank sitzen bleiben mussten und nicht herumlaufen durften. Der Schüler, der gerade Tafeldienst hatte, stand vorn und paßte auf. Wer aufstand oder sonst etwas machte, was der eisernen Disziplin zuwider lief, dessen Name wurde vorn an die Tafel angeschrieben. Hatte Ulf Tafeldienst, dann konnte ich mir sicher sein, dass mein Name dort nie erschien und gleiches

galt umgekehrt. Wir grinsten uns an und wussten, dass das eine richtige Männerfreundschaft war.

Ich hatte, im Gegensatz zu Ulf, nie Kontakt mit der Armee, daher habe ich die stärksten Erinnerungen an Ulf an einen Tag im Winter. Es war einer der Tage, an denen es nie richtig hell wird und die man am besten in schützenden Gebäuden verbringt. Ich kam also zu seiner Wohnung aber er erklärte mir, dass ich heute nicht rein kommen konnte. Sein Vater hatte eine Reihe hoher Militärs zu Besuch. Ich hatte schon vor dem Haus viele Militärfahrzeuge gesehen, unter anderem einen riesigen LKW. Ulf nahm seine Jacke und wir gingen hinunter auf die Straße. Er ging dann von der Haustür direkt auf den Lkw zu und klopfte gegen die Beifahrertür. Einen kurzen Augenblick später öffnete von innen ein Soldat, schaute uns an und forderte uns auf, einzusteigen. Für mich war das ein ganz besonderes Erlebnis, weil ich vorher im Leben noch nie in einem Lkw gesessen hatte. Die Fahrerkabine war zum einen sehr geräumig, zum anderen aber auch sehr kalt. Der Soldat griff nach einem kleinen Brennofen, pumpte ein wenig daran herum und zündete eine kleine Flamme an. Offensichtlich war beim Befüllen des Ofens aber ein klein wenig vom Brennstoff vorbei getropft, denn sofort bildete sich eine Flamme auf dem Fußboden. Ich schrie und bekam fast Panik aber der Soldat sagte in größter Ruhe, daß wir doch keine Angst haben sollten und trat ein paarmal auf die Flammen, die auch recht schnell ausgingen. Während mir ein riesiger Schreck in den Gliedern saß, lächelte Ulf in stoischer Ruhe, so dass man den Eindruck bekommen konnte, dass sein Leben aus flammenden Fußböden bestehen würde und ein einziges Abenteuer wäre. Ulf befand dagegen Deutsch und Mathematik als gleich große Abenteuer, die sich mit traumhafter Leichtigkeit durch mein Leben zogen.

Der andere Offizierssohn war Torsten Bruhnke. Auch mit ihm bin ich eng befreundet gewesen. Er ist noch in der dritten Klasse von Magdeburg weggezogen und seine neue Adresse war die Georgenkirchstraße in Berlin, ganz dicht am Alexanderplatz. Wir haben uns fest in die Hand versprochen, daß ich ihn besuchen komme und wir haben uns trotzdem nie

wieder gesehen. Er war ein wenig stämmig gebaut, hatte tiefschwarze und sehr dichte Haare und für sein Alter eine relativ tiefe und warme Stimme.

Als ich einmal bei ihm zuhause war, zeigte er mir seinen ganzen Stolz. Es war eine Armeeuniform in seiner Größe, die ihm seine Mutter geschneidert hatte. Der Stoff war das Original für Offiziersuniformen und auch die Schulterklappen waren echt. Dazu hatte er eine Schirmmütze, die wahrscheinlich in kleinster verfügbarer Größe aus einem Magazin weggefunden wurde.

Zu der Zeit, in der sich das alles zugetragen hat, war es bei den Frauen Mode, Perücken zu tragen. Auch die Mutter von Torsten hatte eine Perücke mit Mittelscheitel und blond fallenden Haaren in alle Richtungen. Zu einem Elternabend führte unsere Klasse ein kleines Theaterstück auf, in dem sich irgend etwas mit Till Eulenspiegel zutrug. Ich war der Eulenspiegel und Torsten der Wirt. Ich erinnere mich nicht mehr an die Handlung, ich weiß aber noch, dass Torsten die Perücke seiner Mutter aufgesetzt hatte, weil richtiges Theater nur mit Maske und Verkleidung geht und er sah mit dieser Perücke zum Schreien aus. Ich hatte eine von meiner Mutter geschneiderte rote Narrenkappe, aber ich wirkte damit nicht halb so lustig wie Torsten.

Dann wurde es Sommer und mein Geburtstag nahte. Kurz vorher sind wir ein wenig durch die Umgebung gestromert und bei einem Schaufenster an einem Spielzeuggeschäft muss ich mich dahingehend geäußert haben, dass ich die Modellautos ganz toll fand. Dann kam mein Geburtstag und Torsten durfte nicht kommen. Er hatte nämlich, um mir etwas besonders Schönes zum Geburtstag zu schenken, zwei dieser Modellautos in genau diesem Spielzeuggeschäfts gekauft. Der Ärger war vorprogrammiert, weil ihm seine Mutter von diesem Geld ein paar Schuhe kaufen wollte und außerdem hatte Torsten die Autos schon einmal ausprobiert und dabei beide leicht beschädigt, so dass man sie auch nicht mehr zurückgeben konnte. Zur Strafe fiel für ihn also meine Geburtstagsparty aus.

Konversation und Bad

Es gibt so Begriffe, die kommen in keinem Duden vor und die kennt niemand außer meiner Schwester und ich. Wir hatten, als wir kleine Kinder waren, nicht unbedingt unsere eigene Sprache, aber wenn wir Dinge mit etwas assoziieren konnten, dann fanden wir für so etwas auch eine ganz spezielle Bezeichnung.

Angefangen hat es zu einer Zeit, als Heike noch ein ganz kleines Mädchen so im Alter von etwa fünf Jahren war. Sie hatte damals lange blonde Haare, die ab und zu zu einem Vogelnest, also einem Dutt gelegt wurden. Passend dazu trug sie ein sehr helles Kleid, fast weiß, mit ganz hellblauen zarten Blüten darauf. Ich habe diese Blüten immer als blaue Augen angesehen und so hieß das Kleid bei uns in der Familie nur das „Äugleinkleid“.

Andere schöne Beispiele hängen damit zusammen, dass wir als Kind regelmäßig gemeinsam in die Wanne gesteckt wurden. Meistens hatten wir auch ein kleines Spielzeug dabei. Bei mir war das ein Segelboot, bei Heike ein kleines Gummipüppchen in Form eines Babys. Die Puppe war etwa 10 cm lang und wenn man ihr das Puppenkleidchen ausgezogen hatte, war sie badetauglich. Die Bezeichnung dafür war „Baby Badeengel“.

Und wie wir nun so schön gemeinschaftlich in der Badewanne saßen, da quälte sich ein wenig Luft durch unseren Darm und blubberte durch das Wasser hinaus. Dieses Badewasser nannten wir dann „Pupsbrühe“. Wenn wir dann besonders gut drauf waren, weigerten wir uns, weiterhin in dem verseuchten Wasser zu sitzen und legten das linke Bein über den linken Badewannenrand, das rechte Bein über den rechten Badewannenrand, hieften uns hoch und hatten dann keinen Kontakt zum Wasser mehr, bis uns Mutti aus der Wanne holte.

Die Badewanne in der Puschkinstraße war ein Überbleibsel vergangenen Reichtums. Heut würden manche Leute enorme

Summen für so ein antikes Stück ausgeben. Es war eine wunderschöne alte emaillierte Gussbadewanne, die auf vier metallischen Füßen stand. Die Füße waren in eine Form gegossen, die so etwas wie Tatzen darstellen sollten. Leider war die Emaille an vielen Stellen abgeplatzt und der Gußkörper hatte Roststellen ohne Ende. Daneben stand ein großer Badeofen, der von unten beheizt wurde. Damit wurde dann ein großer Behälter, in dem sich das Badewasser befand, aufgeheizt. Der Badeofen hatte ein Überdruckventil und auf einem großen Aufkleber stand der Vermerk: „mit Opferanode“. Dieser Hinweis hat mich jahrelang beschäftigt.

Bevor gebadet wurde, mußte man ein bis zwei Stunden vorher der Badeofen anheizen, um das Wasser warm zu bekommen. Dann ging Papa ab und zu ins Badezimmer, legte seine flache Hand auf den Badeofen und stellte mit Kennerblick fest, ob das Badewasser warm genug war oder noch nicht. Mit der Menge Wasser aus einem durchgeheizten Badeofen konnte man etwa anderthalb Badewannen füllen. Wenn die Wanne das erste Mal voll Wasser gelassen war, dann wurde noch einmal kräftig eingeeizt, damit die anderen Familienmitglieder auch baden konnten.

In den Jahren 1977 - 79 hatte die Badewanne noch eine andere Funktion. Jeder in meinem Alter trug Jeans und diese Hosen waren damals sehr schwer zu reinigen. Wenn man sie in eine Waschmaschine steckte, dann bildeten sich darauf hässliche Muster vom Abrieb. Es war also allgemein üblich, dass wir, wenn wir beim Baden zuerst uns gewaschen hatten, danach unsere Jeans anzogen und erneut in das Wasser stiegen, um die Hosen an unserem Körper im noch warmen Wasser zu waschen. Zuerst kam Flüssigwaschmittel auf die Hose, manchmal auch nur Seife, dann nahmen wir eine Bürste in die Hand und schließlich wurden die Oberschenkel und alle anderen Teile so lange abgerieben, bis sie sauber schienen. Das gab eine Art Stone-Wash-Effekt, ohne Steine, nur mit Muskelkraft. Das Badewasser war dann hinterher wunderbar blau und wenn man die Wanne nicht sofort reinigte, bekam man diese Farbe nicht mehr vom Wannenrand ab.

Gebadet wurde vorrangig am Sonntagabend. Das war wie ein festes Ritual. Die Reihenfolge, wer wann in die Wanne durfte, wurde vom Alter bestimmt. Zuerst kam Heike, dann kam ich, dann meine Mutti und dann mein Papa. Lediglich in unseren ersten Jahren badeten Heike und ich zusammen.

Manchmal wurde zum Wasser noch etwas Schaumbad gegeben. Im Fernsehen gab es eine ganz einprägsame Werbung: „Baden mit Badusan, Badusan, Badusan, ...“ Ich hatte ja schon von der Falken-Drogerie erzählt. Bei deren Auflösung war ein 10-Liter-Kanister mit Fichtennadel-Schaumbad übrig geblieben. Auch davon wurde manchmal etwas in das Badewasser getan, obwohl die Masse schon lange nicht mehr grün und wohlriechend war sondern eher die Farbe und Konsistenz von Bitumen hatte.

Das Badezimmer war ein schmaler Schlauch, indem auf der linken Seite hinter der Tür zuerst der Badeofen kam und sich dahinter die Badewanne anschloss. Hinter der Badewanne war das Badezimmer auch schon zu Ende. In der Mitte führt ein schmaler Gang bis zur Toilette und auf der rechten Seite war, wenn man hinein kam, als erstes das Waschbecken, dahinter die Schleuder und dahinter die Waschmaschine. Als wir eingezogen waren, war das Waschbecken noch aus Gußeisen und hatte einen nostalgischen Wasserhahn darüber. Wenn man das Wasser aufdrehte, gab es einen quäkenden Ton. Heute wäre diese Kombination schon wieder viel Geld wert. Für uns war es damals ein unwahrscheinlicher Fortschritt, als irgendwann das metallische Waschbecken gegen eins aus Keramik ausgetauscht wurde. Aus dem Wasserhahn kam generell nur kaltes Wasser. In der Küche dagegen gab es eine Elektrotherme mit 5 l Wasserinhalt. Von dort konnte man sich, wenn man sich abends im Bad waschen wollte, mit einem großen Topf das Wasser ins Bad holen, ins Waschbecken eingießen und hoffen, dass genügend heißes Wasser da aber. Das Wasser aus der Küche war jedoch meistens so heiß, dass man noch etwas kaltes Wasser dazu lassen musste und sich so relativ komfortabel waschen konnte

Bei Oma und Opa in Genthin

Opa war noch immer stellvertretender Bürgermeister von Genthin. Mutti hat einmal dazu gesagt, dass Opa längst richtiger Bürgermeister und nicht nur Stellvertreter gewesen wäre, hätte er nur das richtige Parteibuch gehabt. Seine Partei war jedoch nun einmal die Liberaldemokratische Partei Deutschlands, in der man einfach keine Karriere machen konnte. In der LDPD war er aber eine feste regionale Größe und bekam als Dank dafür zu jedem runden Jubiläum – egal ob Geburtstag oder Parteimitgliedschaft - ein Buch geschenkt, das entweder von einem anderen Parteimitglied der LDPD geschrieben wurde, vielleicht sogar vom Autor signiert war oder sich zu mindestens mit ehemaligen Liberaldemokraten beschäftigte. Keine Karriere zu machen traf auf niemanden besser zu als auf meinen Opa. Um die Karriere in unserer Familie möglichst flächendeckend abzuwürgen waren auch meine Oma und meine Mutti Mitglied in der LDPD.



Oma und Opa etwa 1970

Opa saß also in seiner Funktion im Rathaus in Genthin und beschäftigte sich den ganzen Tag mit Dingen, die ein Junge von 7 bis 9 Jahren nicht versteht. Auf einen Nenner gebracht: er schrieb und er telefonierte.

Oma dagegen war Hausfrau. Sie hielt den lieben langen Tag die Wohnung in Ordnung, kaufte ein und hielt Kontakt zu den anderen Familienmitgliedern. Besonders letzte Aufgabe nahm viel Zeit in Anspruch. Zum damaligen Zeitpunkt war es sehr schwer, einen Telefonanschluss zu bekommen. Somit bedeutete die Kontaktpflege, Briefe zu schreiben. Opa dagegen war froh, kein Telefon zu haben, damit er nicht noch zu Hause Anrufe aus dem Rathaus bekommen konnte.

Zur Kontaktpflege gehörte auch, daß sich die 5 Schwestern zu jedem Geburtstag, soweit möglich, besuchten.



Zum letzten Mal alle Schwestern zusammen in Genthin: von links Emmchen, meine Mutti, Oma, Ida, Anni, Martchen und vorn Heike und ich

Die Geburtstage begannen immer mit viel Kuchen, gingen weiter im Schwelgen in alten Zeiten und endeten in leidenschaftlichem Absingen von Volksliedern. Vergleicht man die heutige Zeit mit der Zeit um 1970, dann war damals jeder nach 70 Lebensjahren richtig alt.

In allen Ferien, die länger als eine Woche dauerten, wurden wir von Mutti und Papa nach Genthin gebracht und blieben dort für ein oder zwei Wochen. Opa stand früh auf und ging ins Büro. Dorthin hatte er einen Fußweg von etwa 20 Minuten. Wir Kinder schliefen aus und wenn wir aufstanden, hatte Oma bereits den Frühstückstisch fertig und es gab Brötchen mit Marmelade, Kunsthonig oder Rübensirup. In der Woche wurden die Brötchen bereits am Abend vorher beim Bäcker eingekauft, sonnabends bekam ich einen Beutel in die Hand gedrückt und holte 10 frische Brötchen. Das erste Brötchen habe ich wie immer gleich aus dem Beutel heraus gegessen.



Feierabend mit Mensch-Ärgere-Dich-Nicht

Gelegentlich kam es vor, dass uns Opa mit ins Rathaus nahm. Er hatte dort immer viel zu tun und während er arbeitete, durften wir uns in sein Büro setzen. Manchmal haben wir dort etwas gemalt, weil in solch einer Amtsstube natürlich kein Mangel an Papier herrschte. Manchmal fand sich auch jemand, der sich ein wenig mit uns beschäftigt hat.

Im Büro gab es drei Dinge, die mich unwahrscheinlich fasziniert haben. Das erste war der Panzerschrank, ein Blechschrank mit metallic-grüner Farbe, der mit einem großen Sicherheitsschlüssel abschließbar war und jeden Abend mit

einem Stück Bindfaden, Knete und einem Amtssiegel versiegelt wurde. Was immer darin war, es musste unwahrscheinlich geheim sein. Ich habe mir immer gewünscht, nach dem Versiegeln den Bindfaden aus der Knete zu ziehen, weil mich das am Geheimnis um den Schrank hätte teilhaben lassen, habe es aber nie getan.



Links das Rathaus, rechts die Trinitatiskirche

Dann war da als zweites das Telefon auf dem Schreibtisch. Eigentlich sollte man an so ein Telefon ja nicht herangehen, aber es gehörte zum Besuch bei meinem Opa, dass er mal aus dem Zimmer ging, um von einem anderen Zimmer aus anzurufen. Dieser hässliche schwarze Kasten aus Hartplaste war schon etwas Besonderes und ich merkte schon als kleiner Junge, dass man damit nicht nur Telefonate annehmen sondern auch selber führen konnte, indem man nur den Hörer anhebt und die Wählscheibe betätigt. Einmal war Opa gerade aus dem Raum gegangen, da griff ich nach dem Hörer, wählte irgend eine Nummer und war sehr erstaunt, dass auf der anderen Seite nicht Opa am Apparat war. Es ist nie herausgekommen, mit wem ich telefonierte habe.

Schließlich gab es noch das dritte Objekt der Begierde in diesem Raum. Das war der Drehstuhl am Schreibtisch, auf dem man sich, wenn man ihn nur mitten ins Büro stellte, wunderbar drehen konnte, bis einem schlecht wurde. Eine kleine Anmerkung: Opa wurde vom Zusehen schneller schlecht als mir vom drehen.

Dadurch, dass Heike und ich häufig in Genthin waren, hatten wir dort nach kurzer Zeit auch einen kleinen Freundeskreis. Etwa 1971 hatten meine Großeltern den Sohn eines ihrer Bekannten in die Villa in der Liebknechtstraße eingeladen. Er hieß Burkhard Karbe. Sein Vater arbeitete in der Brauerei und immer, wenn wir später Familie Karbe besucht haben, hat uns Vater Karbe ein paar Flaschen Hastrunk mitgegeben. Das waren Flaschen mit Bier oder Limonade mit einem besonderen Aufdruck auf dem Glas, damit man die Flaschen nicht für Pfandgeld abgeben konnte. Diese Flaschen bekamen die Angestellten der Brauerei kostenlos und es war offensichtlich mehr, als man trinken konnte. Bei unserer ersten Begegnung haben Heike und ich noch über Burkhard gelacht, weil er einen sehr großen Kopf hatte. Er wurde uns aber ein sehr angenehmer Spielkamerad. Ich war einmal bei ihm zu Hause und habe dort seinen älteren Bruder kennen gelernt, der mir an diesem Tag versucht hat, zu erklären, daß „T.Rex“ die beste Band der Welt ist. Ich erklärte mich einverstanden und bekam dafür einen blauen Kugelkaugummi. Ich bin übrigens auch heute noch käuflich, leider versucht es keiner.

Zum Spielen verbrachten wir großen Teil unserer Zeit draußen in der näheren Umgebung. Es war eine wunderschöne Gegend. Viele Orte davon waren verboten, aber wir legten das Verbot von Mal zu Mal anders aus. So durften wir zum Beispiel allein auf einen in der Nähe liegenden Spielplatz gehen, nicht aber an den Mühlgraben. Der Spielplatz grenzte jedoch direkt an den Mühlgraben, so dass es nur eine Frage der Definition war, wie weit denn der Spielplatz reichte und wo tatsächlich der Mühlgraben anfang. Reste vom Spielplatz mit neuem Spielgerät existieren heute noch, lediglich meine Lieblingsswippe gibt es nicht mehr.



Das Spielplatzareal, im Hintergrund der Mühlgraben

Es war schon ein wenig kurios. In den Mühlgraben steigen durften wir nicht, weil er so schmutzig war. Nicht weit davon entfernt war jedoch eine Badeanstalt, deren Bassin direkt aus dem Mühlgraben gespeist wurde. Daß wir darin badeten war für unsere Großeltern kein Problem. Diese Badeanstalt war in Genthin für lange Zeit das einzige Freibad. Man fühlte sich ein wenig in die 20er Jahre zurück versetzt. Das Becken war ähnlich dem Jugendstil gemauert, rings herum standen „frühfeudale“ Kabinen zum Umziehen und zur Aufbewahrung der Straßenkleidung und in der Mitte lief über das Bassin eine Brücke mit metallischem Gußgeländer. Vorn war der Nichtschwimmerbereich, hinten durften nur die Schwimmer hin. Das Wasser floß durch einige schmale Röhren direkt aus dem Mühlgraben in den Nichtschwimmerbereich. Dadurch verirrten sich manchmal auch Fische und Krebse zwischen die Badenden. Rings um den Badebereich war eine große Wiese mit einigen Bäumen und am Zaun der Badeanstalt standen als Sichtschutz Knallerbsensträucher. Die Toilette wurde von niemandem benutzt, weil es es in den Büschen sauberer war.

Später, etwa 1973, wurde dann das Waldbad eröffnet. Das war eine wunderschöne neue Anlage mit Sprungturm und 2 getrennten Bassins für Nichtschwimmer und Schwimmer. Auf dem Gelände standen Kiefern und wer Pech hatte, legte seine

Decke über eine Ameisenstraße, aber es war weit und breit der schönste Ort zum baden. Wir waren im Sommer ein einige Male dort und ich habe im Waldbad meinen ersten Sprung vom 3-m-Brett gemacht. Auf dem 5-m-Brett stand ich zwar auch noch, bin dann aber sicherheitshalber wieder die Leiter herabgestiegen. Weder die Badeanstalt noch das Waldbad existieren heute noch. Auf dem ehemaligen Gelände der Badeanstalt ist jetzt ein Garagenkomplex und das Waldbad ist verwildert und zerstört.



Das Waldbad mit 1m- und 3m-Brett, das 5-m-Brett ist links außerhalb des Bildes

Ab Ende der 60er Jahre wurde dann in Genthin das große Jubiläum vorbereitet. Die Stadt war 1171 gegründet worden und 1971 sollte ein riesiges Fest stattfinden. Opa war federführend an der Vorbereitung beteiligt und es wurde alles, was Rang und Namen hatte, gerade frei war und was man sich leisten konnte, engagiert. Es war eine richtig aufwändige Vorbereitung. Es gab Bierkrüge mit Wappen und der Aufschrift „800 Jahre Genthin“, Sonderbriefumschläge, Gedenkplaketten und der Höhepunkt war der große Festumzug. Opa schien die 800-Jahr-Feier als Krönung seines Lebenswerks zu betrachten. Anders läßt sich sein Elan nicht erklären. Irgendwann kam dann noch das Gerücht auf, daß sich ein Dokument von Genthin angefundene hätte, das älter als 800 Jahre war. Opa hätte sicher eher eigenhändig das neu aufgefundene Dokument verbrannt als es zu akzeptieren und die Feier noch einmal vorzubereiten. Schließlich kam der große Tag. Es wurde der größte, schönste und aufwendigste

Aufmarsch, den man sich vorstellen konnte. Es wurden Kostümverleihe und Theaterfundi geplündert und eine Unmenge Statisten eingekleidet. Dann soll es noch ein Problem gegeben haben, daß sich nicht genügend Freiwillige gefunden haben, bei der Darstellung der Jahre 1933 bis 1945 in SS-Uniformen zu schlüpfen. Das Problem wurde so gelöst, daß die KZ-Häftlinge ohne Aufseher marschieren durften. Natürlich hatte Opa auch für uns kleine Rollen vorgesehen. Mutti, Heike und ich marschierten als Familie aus der Biedermeierzeit. Mutti hatte einen pastellrosa Reifrock, Heike das gleiche in hellgrün und ich spazierte in Frack und Zylinder nebenher.



Ich weiß nicht, ob Papa an diesem Wochenende nicht konnte oder ob er gesagt hat, daß er so einen Quatsch nicht mitmacht, aber der Mann an unserer Seite war uns völlig unbekannt und ich habe mit ihm auch nicht ein einziges Wort geredet. So lief der ganze Umzug also eine riesengroße Schleife und ich lief mit und winkte den Leuten, die mir freundlich zuwinkten, zurück. Der Anzug, in den ich gesteckt wurde, paßte ja noch einigermaßen. Das größere Problem war der Zylinder. Er war aus grauem Filz gemacht, sicherlich

schon die kleinste Größe, die verfügbar war, aber immer noch rutschte er mir ins Gesicht. Kurz entschlossen wurde hinter das Schweißband aus Leder im Inneren des Hutes eine Zeitung gesteckt. Jetzt saß der Hut fast wie angegossen. Da er aber schwer und unbequem war, nahm ich ihn nach einiger Zeit ab und winkte ab sofort nicht nur mit den Händen sondern schwenkte euphorisch meinen Hut.



Je länger die Strecke wurde, desto mehr verschwand die Euphorie. Am Ende war ich rechtschaffend müde. Heike ging es auch nicht besser. Dieses kleine Mäuschen mit langen blonden Haaren war das beliebteste Fotoobjekt und irgendwann versteckte sie sich hinter dem Rücken von Mutti. Dann kam dazu, daß es gegen Mittag richtig heiß wurde und ich in meinem Kostüm dampfte, daß ich Hunger und Durst hatte und daß ich nicht wußte, wie weit der Weg noch war. Zur 900-Jahr-Feier bin ich jedenfalls nicht mehr mit dabei.



... und sie schlepten sich dem Ziel entgegen

Einen Tonkrug und einige Umschläge der 800-Jahre-Genthin-Edition habe ich heute noch zu Hause.

Oma und Opa wohnten immer noch in der Villa, bis eines Tages Frau Ladecke, „Tante Elli“, verstarb. Sie hatte in der ganzen Zeit 3 oder 4 mal mit mir einen kleinen Ausflug unternommen, ansonsten hatten wir nie viel miteinander zu tun. Ich weiß nicht einmal mehr, ob ich wirklich traurig war, als ich von ihrem Tod gehört habe oder ob es mir gleichgültig war. Elli Ladecke hatte noch eine Schwester in Magdeburg, Frau Oelze, genannt „Tante Emmi“, die wir etwas später noch einige Male in Magdeburg besucht haben.

Bald darauf kehrte wieder Leben in die Villa ein – mehr, als meinen Großeltern lieb war. Die neuen Bewohner waren Herr und Frau Hornow. Hornows hatten 4 Kinder. Die älteste Tochter war schon erwachsen und hatte selbst ein Kind. Die mittleren Kinder, Peter und Marina, waren etwas älter als ich. Die jüngste Tochter war gerade einmal 2 oder 3 Jahre alt und damit jünger als die Tochter ihrer Schwester. Die Tante, war

also jünger als ihre Nichte, was für ein Kind in meinem Alter nur schwer zu begreifen war.



Die Villa heute, auch die Litfaßsäule (siehe früheres Kapitel) gibt es noch

Mit Peter war ich gut befreundet und wir verbrachten, wenn ich in Genthin war, viel Zeit miteinander. Ich war damals schon ein kleiner Wissenschaftler (Klugscheißer), der Peter, der vielleicht zwei Jahre älter war als ich, einiges über Vögel und Pflanzen erzählen konnte. Umgekehrt war Peter ein passionierter Angler und zeigte mir die Grundlagen des Angelns, mit denen ich aber relativ wenig anzufangen wusste. Das bemerkenswerteste an Peter war sein Wissen über den Mühlgraben. Er nahm 2 Paar viel zu großer Gummistiefel sowohl für ihn als auch für mich. Wir schlüpften mit unseren dünnen Beinen in diese riesigen Würfelbecher und stiegen in das Wasser. Krebse fangen hatte ich ja schon ein paar Jahre früher gelernt, Peter hatte aber das Geschick, neben Krebsen auch andere Wasserbewohner zu fangen. Er lächelte mich an und sagte: „Guck, da drüben liegt ein Rohr.“ Blitzschnell hielt er mit beiden Händen das Rohr vorn und hinten zu und hob es aus dem Wasser, lief an das Ufer und schüttete den Inhalt in einen Eimer. Oft kam nur Brackwasser, manchmal fiel jedoch ein Krebs heraus – das kannte ich schon - und manchmal eine Aalquappe. Das war ein sehr junger Aal mit so einer Art von Tigermuster. Ich habe bis heute keine Ahnung, wie diese

Tiere in diesem Stadium richtig heißen, aber Peter sagte, dass man sie ab einer bestimmten Größe essen dürfte und er könnte sie sogar schon zubereiten.



Am Mühlgraben

Ich habe immer nur Krebse erwischt. Es war ja eigentlich auch ganz einfach. Man verschloss das Rohr beidseitig mit den Händen, indem man die Handflächen ganz straff über beide Enden des Rohres hielt, damit die Scheren keine Angriffsfläche bekommen und wenn man den Inhalt in den Eimer geschüttet hatte, konnte man den Krebs hinter dem Kopf am Panzer greifen, so dass das Tier einem hilflos ausgeliefert war. Er ruderte dann mit den Armen, kam aber nicht an die Hand. Danach spülte man den Krebs noch einmal ab und legte ihn in einen Eimer mit wesentlich sauberem Wasser. Hatten wir genügend Krebse zusammen, so 8 bis 10 Stück, gingen wir zu seiner Oma und die hat uns die Krebse zubereitet. Ich habe - vielleicht zu meinem Glück - nie bei der Zubereitung zugesehen. Am Schluß kam jedenfalls immer eine wohl schmeckende Suppe dabei heraus und die Fleischstückchen der Krebschwänze schmeckten ganz hervorragend. Ich habe so eine Krebsjagd mit anschließendem Essen vielleicht 2 oder 3 mal mitgemacht und es war ein geniales Abenteuer.

Aalquappen gab es dagegen nur ganz selten. Wenn wir manchmal zum Fischen loszogen - das heißt, Peter hat gefischt und ich habe zugeschaut - lag die Ausbeute am Ende bei 4-5 Plötzen und nur, wenn es gut lief, war eine Aalquappe dabei. Ich durfte dann den Eimer mit unserem Fang tragen. Meistens gab Peter dann die Fische seiner Mutti zur Zubereitung. Einmal war aber, als wir nach Hause kamen, niemand da und so hat Peter die Fische gleich selbst mit einem gekonnten Schlag getötet, mit einem Messer die Schuppen abgerieben, ausgenommen und auf einen angespitzten Stock aufgespießt. Wir hielten die Stöcke über die Flamme eines kleinen Gaskochers und nach kurzer Zeit waren die Fische gar. Wenn man dann die Haut geöffnet hat, hatte man einigermäßen wohlschmeckendes Fischfleisch. War es zu fade, wurde reichlich nachgesalzen. Die Aalquappen dagegen waren köstlich und so machte ich die Bemerkung, dass ich ab jetzt nur noch davon essen wollte. Peter machte mir aber klar, dass dafür diese Viecher zu selten sind.

Der Wasserturm in Genthin



Später nahm mich Peter auch zu anderen Angelausflügen mit, unter anderem an den Kanal in Genthin. Wir mussten dazu durch die ganze Stadt laufen. Da war die Hauptpost, in die ich immer mit Opa ging, wenn er seine abonnierten Briefmarken abgeholt hat, das Hotel „Stadt Genthin“, in dem schon Louis Armstrong übernachtet haben soll, der Wasserturm und die Kanalbrücke, von der man eine wunderbare Aussicht

auf die Schiffe hatte. Wir setzten wir uns dann an seine Lieblingsstelle und hatten meistens eine recht gute Ausbeute. Nachdem ich allerdings einmal gesehen hatte, dass in geringer Entfernung das Waschmittelwerk Unmengen an Schmutz und Chemikalien in den Kanal einleitete, war mir der Appetit auf Kanalfisch endgültig vergangen.

Neben seiner Tätigkeit als stellvertretender Bürgermeister hatte Opa immer noch die Aufgabe der Wohnraumlendung, einer zentralen Vergabestelle für Wohnungen. Offenbar bekam jeder in Genthin eine gute und neue Wohnung, die Ausnahme bildeten lange Zeit meine Großeltern. Wer an der Quelle sitzt ... aber Opa hätte nie etwas getan, das nur den Anschein erweckte, daß er sich gegenüber den anderen Bürgern bevorteilte. Letztendlich wurde es für meine Großeltern und Hornows aber doch zu eng im gemeinsamen Haus und so sind Oma und Opa 1972 aus der kleinen Villa in eine Mietwohnung umgezogen. Diese Wohnung in der Schillerstraße 20 war lediglich 150 m von der Villa entfernt und so war der Umzug auch kein größeres Problem. Das betraf wenigstens die Möbel. Im Keller lagerte aber noch eine fast komplette Drogerie, die es nun galt, von einem Ort zum anderen zu transportieren. Da Opa handwerklich nicht besonders geschickt war, übernahm Papa einen Großteil des Umzugs. Dazu gehörte, 80 % des Kellerinhalts in einen großen Container zu entsorgen. Nach dieser Aktion gab es in der neuen Wohnung keine Platzprobleme mehr.

Das Haus in der Schillerstraße war ein Altneubau und Oma und Opa hatten nun ein Wohnzimmer, ein Schlafzimmer, eine Küche und ein Bad. Es war ein wenig mehr Platz als in der Villa, mit einem geschickten Aufstellen der Möbel wirkte die neue Wohnung jedoch viel geräumiger. In diesem Haus lebten sechs Mietparteien. Wir hatten zu allen Mietern ein gutes Verhältnis aber nicht übermäßig viel Kontakt. Das Haus hatte 2 Etagen und sowohl im Erdgeschoss als auch in der ersten Etage jeweils drei Wohnungen.



Schillerstraße 20

Die unmittelbaren Nachbarn von Wohnungstür zu Wohnungstür waren Herr und Frau Klug. Beide waren Rentner, Frau Klug eine schmale Frau mit brünetten Locken und Herr Klug ein fülliger Mann mit Glatze und ständig Zigarre im Mund. Sie waren freundlich und hilfsbereit aber trotz aller dieser guten Eigenschaften permanent Ziel des Spotts von Heike und mir - natürlich nur, wenn sie nicht dabei waren. Direkt über meinen Großeltern wohnte Herr Ardelt. Man bekam ihn nicht allzu oft zu Gesicht, dafür hat man ihn permanent gehört, wenn er zu Hause war. Dann piff er ständig vor sich hin. Sein Lieblingslied war: „Dornröschen war ein schönes Kind ...“. Wenn ich diese Melodie heute höre, fällt mir immer noch der freundliche Mittfünfziger mit Brille ein. Kinder, Jugendliche oder Personen bis 40 gab es in diesem Haus nicht.

Es war das typische Kleinstadthaus - Vorgarten gepflegt, Haustür permanent verschlossen, immer sauberer Hausflur – und stand in einem Karree mit anderen Altneubauten. In der Mitte und von den Häusern abgeschirmt befand sich eine riesengroße Wiese mit einigen Bäumen und nahe den Hoftüren standen große Stapel mit gehacktem Brennholz, weil alle Häuser mit Ofenheizung ausgerüstet waren. An die Öfen erinnere ich mich auch noch ganz genau. Es waren hohe,

hellbraune, lehmgemauerte Kachelöfen mit einem metallischen Fach in Höhe des Gesichts, das mit zwei Türen zu öffnen oder zu schließen war und in das bequem ein Topf hinein passte, so dass man mit der entstandenen Wärme gleich noch ein Mittagessen warm machen konnte. Heute benutzt man für so etwas eine Mikrowelle, aber damals war es schon recht praktisch.

Die Wohnung hatte noch einige Dinge in sich, die sie einzigartig machten. So hing im Wohnzimmer ein Bild mit einer Landschaft. Da waren Bäume, blauer Himmel und ein Wanderweg und das Bild hatte die Signatur „Hampe ‚57“, war also ein Original. Das Motiv stammte von einer Postkarte und Oma und Opa hatten 1957 beschlossen, sich dieses Bild von einem Kunstmaler auf eine Größe von etwa 100 x 70 cm in Öl malen zu lassen. Das Bild wurde fertig und Opa wollte es abholen. Was immer in ihm vorgegangen sein mag – er ließ ohne Omas Wissen noch 3 wandernde Figuren auf den Weg malen. Eine Figur hatte eine Wandergitarre, die anderen schmetterten fröhlich ein Lied. Es war der reine Kitsch. Als Opa dann das Bild mit diesen Extras nach Hause brachte, ist Oma fast in Ohnmacht gefallen.

Es gab dann im Wohnzimmer noch ein zweites Ölbild. Das war eine wunderschöne Sicht auf das Bernburger Schloß von der Saale aus. Dieses Bild hängt noch heute bei mir im Wohnzimmer. Zum Wohnzimmer gehörten auch sehr schöne Büromöbel. Der Schreibtisch und der Bücherschrank stehen heute noch bei uns zu Hause – der Schreibtisch im Arbeitszimmer und der Bücherschrank im Keller zur Aufbewahrung von Farben und Chemikalien.

Im Schlafzimmer standen 2 große Schränke – einer in weiß und einer in dunkelbraun, weiterhin 2 große Betten und ein Waschtisch. In der rechten Schublade vom Waschtisch hatte Opa ein paar Schätze aufgehoben. Das waren ein mehrere Orden, seine Schulterklappen der Freiwilligen Feuerwehr von Neundorf und ebenfalls die Schulterklappen seiner Wehrmachtsuniform aus dem 2. Weltkrieg. Opa mußte im Krieg wie viele andere Deutsche in Richtung Rußland ziehen,

kam aber körperlich unversehrt und ohne längere Gefangenschaft zurück. Im Gegensatz zu Papa konnte er relativ unbefangen über den Krieg erzählen. Mit einem Lächeln hat er einmal zum Besten gegeben, daß er sich immer maximal dumm angestellt hat und dadurch immer nur als Ordonanz für irgend welche Offiziere genommen wurde. Kurz vor Kriegsende wurde er dann im Rahmen einer Massenbeförderung noch zum Gefreiten befördert und bekam für treue Dienste am Vaterland einen Orden. Ich hatte das Gefühl, daß er sogar ein wenig stolz darauf war.

Der Blick aus den Fenstern der neuen Wohnung von Oma und Opa ging nach hinten zur Wiese. Diese Wiese war für uns Kinder ein Paradies. Dort legten wir im Sommer unsere Decke hin, kletterten auf den Bäumen herum, fingen Grashüpfer und freundeten uns mit einem Jungen aus einem der umliegenden Häuser an. Sein Name war Peter Reinecke.



Der Innenhof heute – ohne Brennholz und unsere Kletterbäume

Einmal in den Ferien waren Peter, Heike und ich am Mühlengraben unterwegs, um zu spielen. Wir stromerten durch das Gebüsch und sahen plötzlich vor uns ein kleines flauschiges Etwas sitzen. Es war eine junge Amsel mit ersten Anklängen von Braun in ihrem Federkleid und sie war offensichtlich aus dem Nest gefallen. Zur Flucht vor uns war

sie noch zu klein und so nahmen wir sie mit nach Hause und setzten sie in einen Pappkarton. Wir nannten sie Florian und waren ganz begeistert von dem kleinen Gesellen. Den Pappkarton stellten wir in die Waschküche im Haus meiner Großeltern und machten uns intensiv auf die Suche nach Regenwürmern und anderem Futter. Außerdem sah das kleine Wesen furchtbar schmutzig aus und so spülten wir es mit reichlich klarem Wasser ab, da wir ja in der Waschküche waren.

Am Abend des gleichen Tages beichteten wir unseren Großeltern den kleinen Vogel im Keller und das war auch gut für ihn. Als erstes bekam er ein paar Lappen, damit er es wärmer hatte, danach kochten meine Großeltern ein Ei, das wir in kleinen Stückchen fütterten. Florian war einfach nur niedlich. Wenn wir das Haus verließen, um hinten auf der Wiese zu spielen, nahmen wir den Pappkarton mit und Florian blieb bei uns. Um zu testen, ob die kleine Amsel vielleicht schon fliegen konnte, stiegen wir auf den alten Apfelbaum und ließen das kleine Wesen, das auch sofort heftig zu flattern anfang, nach unten gleiten. Nein, die Amsel konnte noch nicht fliegen. Ihr Flug hatte die Eleganz eines Steins. Wir waren uns trotzdem sicher, dass der kleine Vogel glücklich war. Er wurde satt, hatte Gesellschaft und lernte etwas von uns. Natürlich konnten wir seine Eltern nicht ersetzen.

Wir hatten aber bald das Gefühl, dass der Kleine krank war. Am fünften oder sechsten Tag mussten wir mit ansehen, wie kleine Ameisen oder Milben oder was immer das für Insekten waren, in die Nasenlöcher in seinem Schnabel liefen und wieder herauskamen. Meine Großeltern sagten, dass das kein gutes Zeichen sei und tatsächlich lag der kleine Florian am nächsten Morgen tot in der Kiste. Wir waren alle sehr traurig. Heike hatte ein paar kleine Tränen in den Augen und ich glaube, ich auch. Opa sagte dann zu uns, dass er es übernehmen würde, den kleinen Vogel zu beerdigen. Im Nachhinein ahne ich, wie die Beerdigung aussah: Opa hatte keinen Spaten und keine kleine Schaufel, also denke ich mal: Mülltonne auf, Vogel hinein, Pappkarton hinterher, Mülltonne zu. Ruhe in Frieden, kleiner Florian.

Ich habe bei Oma und Opa viel im Bücherschrank geschmökert. Dabei gab es sowohl Bücher, die nicht so interessant waren als auch Bücher, die für mich strengstens verboten waren wie zum Beispiel „Das Decamerone“ als auch Bücher, die ich mit Interesse gelesen habe. Mein absoluter Favorit war „Ultra-Symet bleibt geheim“, ein Spionage-Science-Fiction-Thriller aus den 50ern, den ich wieder und wieder lesen konnte und bei dem mir nur die letzte Seite – ich verrate nicht das Ende – nicht so recht gefallen hat. Ich sage nur: Der Hund hätte nicht sterben müssen ... Das liegt schließlich im Ermessen des Schriftstellers.

Opa gab mir einmal den Tip, daß ich das Buch „Erlebtes Lachen“ von Atz vom Rhin lesen sollte. Das war eine Ansammlung von Anekdoten, die der Autor lustig fand. Ich nicht. Sein Humor war weder besonders intellektuell noch geistreich noch schwarz. Nun hatte Opa den Anspruch an sich, mich regelmäßig zu bilden. Das bedeutete, daß er mit mir, einem etwa 10-jährigen Jungen lange Gespräche über bestimmte Sachverhalte führen wollte. Demgegenüber war es relativ schwer, von ihm auf eine einfache Frage eine einfache Antwort zu bekommen. Also wollte er sich ausführlich über das „Erlebte Lachen“ mit mir unterhalten. Mir fiel nichts weiter dazu ein als völlig aus dem Zusammenhang gerissen zu fragen: „Was ist eigentlich höher in der Armee? Leutnant oder Major?“ Ich bekam sogleich einen ausführlichen Vortrag über die Dienstgrade, wer wem befehlsberechtigt ist und was Befehlsverweigerung bedeutet, aber ob nun der Leutnant oder der Major höher war, wußte ich immer noch nicht. Dafür hatte Opa sein Pulver verschossen und sah keinen Bedarf mehr, sich auch noch über das Buch mit mir zu unterhalten.

Auf dem Schreibtisch von Opa standen auch noch ein paar ganz interessante Bücher. Da war das DAB6, das Deutsche Arzneibuch in der 6.Ausgabe. Ich habe manchmal darin geblättert ohne die vielen Fachbegriffe zu verstehen. Reizvoll war, daß darin auch das Rezept für Salmiakpastillen stand. Daneben stand dann ein Buch über Gifte. Opa war im Herzen eben immer noch Drogist. Auf dem Buchrücken des Giftbuches war ein stilisierter Totenkopf aufgedruckt. Ich habe

so lange dort hingeschaut, bis Opa das Buch in den Schrank gestellt hat, damit ich keine bösen Träume bekommen sollte. Neben dem Schreibtisch stand eine alte Schreibmaschine. Das Klappern an sich war ganz reizvoll und es sah unwahrscheinlich toll aus, wenn jemand im Fernsehen mit 10 Fingern schrieb. Den Wunsch, darauf schreiben zu dürfen, hat mir Opa gern erfüllt. Es war aber sehr schwer, die Buchstaben zu suchen und daraus ein Wort zu machen. Nun kam bei ihm wieder der Erzieher durch. Ich durfte erst wieder vom Schreibtisch weggehen, nachdem ich einen kompletten Satz geschrieben hatte. Welche Strafe ...

Etwa zur gleichen Zeit bekamen Heike und ich von unseren Großeltern ein Geschenk für das gute Zeugnis. Heike bekam eine Gitarrzither, ich eine Indianerburg. Während Heike mühevoll auf den Saiten klimperte saß ich ganz enttäuscht da, weil mir ein Musikinstrument auch besser gefallen hätte. Opa ging daraufhin noch einmal zum Spielzeuggeschäft und kaufte eine zweite Gitarrzither. Man konnte mit unter den Saiten liegenden Notenblättern richtig schöne Lieder spielen. Solange ich das Lied kannte, war es kein Problem. Bei unbekanntem Liedern spielte ich aber die Töne ohne Beachtung der Viertel- und Achtelnoten munter darauf los, bis mich Opa bremste. Das Lied, das ich am schlechtesten spielte, kannte er offensichtlich und sang voller Inbrunst: „ Mit dem Pfeil, dem Bogen... kommt der Schütz gezogen...“ (mehr ist vom Text bei mir nicht hängen geblieben). Ich mochte das Lied vom ersten Moment an nicht. Mit einem ähnlichen Lied hat mich Heike später zur Verzweiflung gebracht, wenn sie voller Leidenschaft sang: „Ännchen von Tharau ist´s, die mir gefällt...“

Kamen wir nach den Ferien aus Genthin zurück, dann fragte Papa immer zum Ärger meiner Großeltern: „Und, habt ihr auch etwas zu essen bekommen oder gab es nur wieder den Kitt aus den Fenstern?“ Besonders Opa konnte sich wunderbar über diese Frage ärgern. Zu essen und zu trinken gab es natürlich genug und gerade deshalb machte Papa die Reaktion von Opa besonderes Vergnügen.

1974

1974 war für mich in vielerlei Hinsicht ein bedeutsames Jahr. Ende 1973 bin ich in die fünfte Klasse gekommen und somit war 1974 also mein erstes Jahr oberhalb der Grundstufe. Das war mit dem Wechsel des Klassenleiters, wesentlich höheren Anforderungen und einem völlig neuen Unterrichtsprofil verbunden.

1974 hat die Fußballweltmeisterschaft stattgefunden. Das war das erste sportliche Großereignis, für das ich mich wirklich interessiert haben. Bei uns zuhause wurde jedes Spiel geguckt und wenn die Spiele abends zu einer so späten Zeit kamen, dass ich vorher ins Bett mußte, habe ich mir heimlich Papas Radio ausgeborgt und unter der Bettdecke gehört.

1974 gab es in unserer Familie einen schmerzlichen Einschnitt, als Opa gestorben ist. An jenem Morgen klingelte es an der Tür und unsere Nachbarin stand da. Unsere Nachbarn hatten ein Telefon und so hatte Oma dort angerufen. Wir konnten es zuerst nicht glauben, weil er eine Woche vorher noch gesund und munter in Magdeburg war. Meine Eltern ließen alles stehen und liegen, zogen nur schnell etwas über und wir fuhren zum Bahnhof. In der einen Stunde Fahrzeit im Zug war es ungewöhnlich ruhig. Wir stiegen in Genthin aus und da wartete Oma schon weinend auf uns - ein Anblick, den ich nie vergessen werde.

1974 hat der 1. FC Magdeburg den Europapokal der Pokalsieger gewonnen. Jeder in meinem Umfeld war plötzlich ein Fußballexperte.

1974 wurde mein Lebensalter zweistellig. Mein Freundeskreis hat sich verändert, auch meine Interessen und ich musste in diesem Jahr zum ersten Mal etwas tun, das ich aus den vorangegangenen Schuljahren überhaupt nicht gewöhnt war. Ich musste mich auf den Hintern setzen und richtig lernen. Es war, als ob dieses Jahr eine Grenze zur Vergangenheit ziehen wollte.

Intermezzo 3 - Schulkameraden

An dieser Stelle möchte ich kurz meine wichtigsten Freunde vorstellen. Das erleichtert das Verständnis und ich muß nicht umständlich bei jeder neuen Person von der Handlung abweichen.

Gerd Reinhard Köhler wohnte 3 Häuser von uns entfernt und war mein bester Kumpel. Ich kenne ihn schon aus der Zeit, bevor wir in die erste Klasse kamen. Wir haben zusammen auf dem Hof gespielt und waren ab der 2.Klasse Klassenkameraden. Ab der 9.Klasse haben wir nebeneinander gegessen. Als kleiner Junge wurde er Reini gerufen, später Gerd – und dabei bleibe ich jetzt auch.

Peter Kuhlmann war auch einer meiner besten Freunde, schon mit 7 Jahren eingefleischter Elvis-Presley-Fan und immer 1-2 cm kleiner als ich. Wir teilten unsere Abneigung gegen den Sportunterricht bis er seine Liebe zum Hochsprung entdeckte. Sein Spitzname war Schlappi, ich bleibe aber nachfolgend lieber bei Peter.

Oliver Gericke wohnte in einem Altbau schräg gegenüber von unserem Haus. Er war in der Nachbarklasse und wir haben nachmittags zusammen Musik gehört, Schach gespielt und in seinem Zimmer mit seinem Luftgewehr auf Gummiindianer oder bei schönem Wetter auf Tauben geschossen.

Thomas Kresse wohnte von meinen Freunden am weitesten entfernt. Ab und zu kam er nachmittags mit zu mir, ab und zu war ich bei ihm. Wir sammelten beide Briefmarken, mochten die aktuelle Popmusik und hingen in den Pausen mit Gerd und Peter zusammen. In der 9. und 10.Klasse sind wir nachmittags oft gemeinsam Fahrrad gefahren.

Meine Schule

Wenn man viele Jahre später etwas über seine Schule erzählt, dann erwartet jeder eine Geschichte a'la „Feuerzangenbowle“. Gleich zu Anfang: Damit kann ich nicht dienen. Es gab den einen oder anderen kleinen Unfug aber filmreif war eigentlich nichts davon.

Meine Schule war die Karl-Liebknecht-Oberschule in Magdeburg, Annastraße 17, und ich habe dort 10 Jahre lang die Schulbank gedrückt. Umgangssprachlich hieß sie KLOS, das „K“ für Karl, das „L“ für Liebknecht und „OS“ für Oberschule. Das Gebäude war ein alter, ehrwürdiger Backsteinbau aus roten und gelben Backstein und das Schulgebäude teilte sich in zwei Flügel.



Karl-Liebknecht-Oberschule, heute Grundschule Annastraße

Im ersten Flügel, dem Nordflügel, waren die Klassen 1-4 untergebracht, weiter ein Sprachkabinett und das Lehrerzimmer. Die Klassen 5 bis 10 lernten im Südflügel in

den Fachkabinetten für Biologie, Chemie, Physik, Mathematik usw. Auf jeder Etage befanden sich vier Klassenräume. Es gab drei Etagen, in denen die Klassenräume ziemlich sauber und ordentlich waren und es gab den sogenannten Raum 15. Das war ein Klassenraum direkt unter dem Dach. Im Sommer war es dort unerträglich heiß, das wurde jedoch durch eine grausame Kälte im Winter wieder ausgeglichen. Dort wurden vorrangig Fächer unterrichtet, für die man so gut wie keine Hilfsmittel brauchte wie Deutsch oder Zeichnen. Dann gab es noch ein weiteres grauenvolles Gewölbe im Gebäude, das war der Essenkeller. Er bestand aus mehreren flachen, miteinander verbundenen Räumen, die immer nach abgestandenen gekochten Kartoffeln rochen. Erst, als ich in der siebenten oder achten Klasse war, wurde ein neues Sozialgebäude gebaut.



Links der Nordflügel, rechts der Südflügel

Außer über den Hof gab es drei Möglichkeiten, vom einen in den anderen Flügel zu gelangen. Man konnte zum einen durch den Keller gehen. Das war zwar verboten, aber der Kellergang wurde trotzdem sehr stark frequentiert, weil sich unterhalb des Nordflügels die Mädchentoilette und unterhalb des Südflügels die Jungstoilette befand. Die Verbindung war schon deshalb sinnvoll, weil natürlich auch die Jungs vom Nordflügel auf die Toilette mussten und gleiches galt für die

Mädchen aus dem Südflügel. Ein zweiter Durchgang ging durch die Aula. Die Aula erstreckte sich zwischen den beiden Flügeln über die ganze dritte Etage. Die dritte Möglichkeit war eine kleine Doppeltür in der ersten Etage, die besonders gern von Lehrern benutzt wurde, da sich daneben das Lehrerzimmer befand. Es war aber ungeschriebenes Gesetz, daß die Grundschüler nichts im Südflügel zu suchen hatten und die höheren Klassen im Nordflügel bestenfalls das Sekretariat aufsuchten.

Nein, die Schule war nicht unbedingt schön, aber sie war meine Schule. Die Heizkörper in den Klassenräumen waren dick und aus Gusseisen und die Fenster waren riesig hoch. Es gab immer 4 Bankreihen mit 4 oder 5 Tischen hintereinander, genannt die Wandreihe, die Fensterreihe und die Mittelreihen. Vorn war immer eine große grüne Tafel mit 2 Flügeln zum Aufklappen. Vor den mittleren beiden Tischen der ersten Bankreihe stand ein Lehrertisch. Es war eine Schule wie alle anderen auch. Für mich hatten die Fachkabinette einen besonderen Charme, besonders das für Erdkunde. Da hingen vorn hintereinander mehrere riesige Karten, die wahlweise in die Mitte gezogen werden konnten. Dann hat der Erdkundelehrer daran gezeigt und erklärt. Zuerst war das Frau Korn – ein ziemlicher Drachen. Später bekamen wir Herrn Mocek. Das war einer der beliebtesten Lehrer, der im Unterricht recht streng sein konnte, darüber hinaus aber für seine Witze und seine fröhliche Art bekannt war. Erdkunde war ein wunderbares Fach. Ich habe mir immer gewünscht, einmal jedes Land der Erde zu bereisen. Das war damals natürlich ein Ding der Unmöglichkeit und heute fehlen mir dazu Geld, Mut und Zeit.

Demgegenüber war der für mich unangenehmste Raum das Lehrerzimmer. Es war eigentlich für Schüler tabu aber manchmal mußte man auch außerhalb seiner Stunden den Lehrer aufsuchen. Dann wartete man an der Tür so lange, bis irgend ein Lehrer kam und fragte, zu wem man denn wollte. Keiner der Lehrer liebte es, in diesem Raum gestört zu werden. Das Lehrerzimmer bestand genau genommen aus 3 nebeneinander liegenden Räumen, nämlich dem

Aufenthaltsraum für Lehrer, dem Zimmer des Direktors und dem Sekretariat. Im Sekretariat saß die eher unauffällige Frau Kegel. Sie war eine zierliche Mittfünfzigerin, die herrlich streng blicken konnte aber niemandem etwas zu sagen hatte. Vorrangig hatten diejenigen mit ihr zu tun, die das Essengeld einsammeln und bei ihr abrechnen mussten. Dafür gab es dann von ihr Essenmarken in grün, rot, gelb und hellblau – je nach Woche. Auf jede Essenmarke wurde per Hand das Datum aufgestempelt. So bekommt man den Tag auch herum. Das Essen hat pro Tag 55 Pfennig gekostet, egal, was es gab. Ich habe die Schulspeisung nicht gemocht. Man stellte sich in einer langen Reihe an und wenn man an der Essenausgabe angekommen war, machte es 3x Platsch und man hatte einen Berg zerkochter Kartoffeln, einen Berg zerkochten Gemüses und eine Scheibe Schweinebraten auf dem Teller. Das war der Idealfall. Manchmal gab es aber auch Grüne-Bohnen-Suppe. Man aß, so viel man Appetit hatte und der Rest ging in die Futtertonne. Das waren die Essensreste, die anschließend wieder an die Schweine verfüttert wurden und die dann geschlachtet wieder auf unserem Teller landeten. Was für ein Kreislauf.

Während meiner Schulzeit hatte ich drei Direktoren. In der ersten Klasse war unser Direktor ein Herr Classen, der mit Ende des Schuljahres in Rente ging. Danach kam Herr Drewes. Manfred Drewes war eine Autoritätsperson, wie es besser nicht ging. Er war knapp 2 m groß, schlank, hatte einen aufrechten Gang wie ein General und jeder hatte vor ihm Respekt. Dunkles, gescheiteltes Haar und ein gepflegter Schnauzbart unterstrichen seine aristokratische Art. Sein ewiger Stellvertreter bis zum Ende meiner neunten Klasse war Herr Herbert. Er war das genaue Gegenteil von Herrn Drewes: klein, korpulent, weitgehend frei von Eleganz und genoss nicht in Ansätzen jenen Respekt.

Das Lehrerkollegium setzte sich aus verschiedenen Typen zusammen. Da war zum Beispiel in Biologie Frau Nauke. Sie war groß, breit, hatte eine hässliche Frisur und eine ebenso hässliche Tochter. Immer, wenn im Lehrplan Sexualkunde und Aufklärung an der Reihe gewesen wäre, war sie krank. Dabei

wußten wir Schüler über die wichtigsten Vorgänge doch schon lange Bescheid. Uns fehlten lediglich die Fachbegriffe und die Praxis. Wesentlich mehr gelernt habe ich bei ihr, wenn es um Themen wie Chlorophyll oder Pantoffeltierchen ging. Nach Lehrplan haben wir die Pantoffeltierchen sogar gezüchtet und durch das Mikroskop beobachtet. Dazu wurde leicht verschmutztes Wasser über einen längeren Zeitraum stehen gelassen, bis sich – woher auch immer sie kamen – kleine Lebewesen darin entwickelten. Das Wasser fing irgendwann an zu stinken und darin schienen sich diese Lebewesen besonders wohl zu fühlen. Das war das erste Mal, daß ich über das Wasser der Schrote nachgedacht habe...

Chemieunterricht hatten wir bei Frau Wilhelm. Natürlich bestand der Unterricht weit mehr aus Theorie als aus rauchenden und zischenden Experimenten. Daran ändert sich auch nichts, wenn ich nachfolgend fast nur Begebenheiten mit Chemikalien berichte. Da waren zuerst einmal die einfachen Experimente. Zum Beispiel entsteht Sauerstoff, wenn man Kaliumpermanganat verbrennt. Wenn man dann etwas Glühendes in die mit Sauerstoff übersättigte Luft hält, leuchtet es plötzlich auf. Wozu man das braucht? Ich hatte zu Weihnachten einen Chemiebaukasten geschenkt bekommen. Darin waren einige Chemikalien, unter anderem Kaliumpermanganat und Eisenfeilspäne. Man sollte beides miteinander erhitzen und dann gab es theoretisch Funken wie bei einer Wunderkerze. Na ja. Ich hatte mir mehr darunter vorgestellt. Wenn man aber in der Schule etwas Kaliumpermanganat abzuweigen konnte, konnte man viel mehr Sauerstoff produzieren und den Effekt bestimmt vergrößern. Die Glasflasche mit dem Kaliumpermanganat durfte natürlich nicht verschwinden. Ich brachte mir also an einem Tag eine Papiertüte mit in die Schule und zu einem günstigen Zeitpunkt fühlte ich aus der großen Glasflasche gerade so viel von dem lila-roten Pulver in meine Tüte, dass es nicht auffiel. Es war gerade Winter und in meinem Zimmer wurde jeden Tag ein kleiner Kanonenofen geheizt. Ich nahm also Eisenfeilspäne, Kaliumpermanganat, mischte beides und streute etwas davon auf die heiße Herdplatte. Es kamen nur einige müde Funken. Das hatte ich mir immer noch anders vorgestellt. Ich nahm

also die gesamte Mischung, füllte sie zurück in die Tüte und warf sie ins Feuer. Das hat Spaß gemacht. Es wurde eine Unmenge Sauerstoff frei, das Feuer verdoppelte sich von 1 s zur anderen und die Eisenfeilspäne hatten den Effekt von einem kleinen Vulkanausbruch. Zum Glück war die Tüte nur klein, anderenfalls wäre mir der Ofen um die Ohren geflogen.

Abgesehen von den ganzen Formeln und Definitionen habe ich Chemie wirklich gern gemacht. Ich fand die ganzen Gerüche und Gefahren einfach nur herrlich. Manchmal habe ich auch nur Unfug getrieben. Da war zum Beispiel das Experiment, bei dem wir Chlor hergestellt haben. Ich weiß nicht mehr, wie das funktioniert hat, am Ende war jedoch das Chlor in einem Reagenzglas, das Frau Wilhelm dann mit einem Wattebausch verschlossen hat. Jeder sollte nun das verschlossene Reagenzglas ein wenig unter seiner Nase bewegen und den Geruch von Chlor spüren. Als mich Frau Wilhelm fragte, wonach es riecht, sagte ich ihr, dass ich erkältet wäre und nichts riechen könnte. Kurze Überlegung von Frau Wilhelm. Ich sollte doch das Reagenzglas etwas näher an die Nase führen. Natürlich habe ich etwas gerochen, jedoch wieder gesagt, dass ich wegen meinem Schnupfen nicht das Geringste riechen würde. Frau Wilhelm nahm den Wattebausch ab, hielt ihn mir direkt an die Nase und ich sollte noch einmal kräftig einatmen. Das tat ich, ohne zu wissen, was mich erwartete. Es gab in meinem ganzen Kopf einen Stich und ich dachte, daß mein Gehirn zersägt wird. Das waren Schmerzen. Ich schloss die Augen und sackte in mich zusammen. Frau Wilhelm bekam einen furchtbaren Schreck und führte mich erst einmal zum offenen Fenster, damit ich möglichst viel Sauerstoff einatmen sollte. Es wurde auch alles schnell besser aber ich habe natürlich die Chance genutzt, den Fortgang der Stunde etwas hinauszuzögern. Heute sehe ich das alles mit den Augen des Erwachsenen. Ich hatte damals keine Ahnung, wie gefährlich Chlorgas ist und für meine kleine Schwindelei zu Recht eine böse Strafe bekommen.

Es gab auch noch weitere wunderbare Substanzen, von denen einmal sogar die ganze Schule etwas hatte. Im

speziellen Fall war das die Buttersäure. Das ist eine farblose und extrem stinkende Flüssigkeit und wo sie sich einmal festgesetzt hat, stinkt sie für Wochen. Wir hatten davon in unserem Chemiekabinett eine große braune Flasche und Frau Wilhelm hat irgend ein Experiment damit durchgeführt, bei dem am Schluss ein Chemikaliengemisch mit äußerst unangenehmem, durchdringendem Gestank übrig blieb. Hätte man das Zeug in den Ausguss gekippt, hätte der Chemieraum noch tagelang danach gestunken. So bekam einer der Mitschüler den Auftrag, die Flüssigkeit auf den Schulhof zu bringen und an einer abgelegenen Stelle wegzukippen. Er nahm also das Reagenzglas und war einige Minuten später wieder zurück. Was ist aber eine abgelegenen Stelle? Er hatte die Flüssigkeit direkt neben die Eingangstür zur Schule gekippt. Das anliegende Treppenhaus hatte ähnlich einem Schornstein eine gewisse Sogwirkung und so zog der Geruch erst einmal durch das ganze Schulgebäude und hielt sich dort – wie versprochen - tatsächlich mehrere Tage.

Der Höhepunkt des Chemieunterrichts waren die eigenen Experimente in der 8.Klasse. Wir mussten dazu einen weißen Kittel mit in die Schule bringen und sahen darin furchtbar lustig aus. Wenn eine Säure oder Base darauf tropfte, hatte man an der betreffenden Stelle nach der nächsten Wäsche ein Loch. Einmal stellten wir schweflige Säure H_2SO_3 her. Dazu bekamen wir etwas Schwefel auf einen Spatel, verbrannten ihn und mischte das entstehende Gas in einem Reagenzglas mit Wasser. Mir war bei dem Gedanken nicht ganz wohl, weil ich einen gewissen Respekt vor Chemikalien hatte, die Kittel zerstören konnten. Nun saß ich in dieser Zeit im Chemieunterricht neben Katrin Robitzki. Sie war dumm und sie war häßlich. Und wenn ich ihr sagte, dass sie das schütteln übernehmen sollte, hat sie das ohne Diskussion getan. Ich habe als erstes reichlich Schwefel verbrannt und die Säure hatte dadurch eine recht hohe Konzentration. Nun mußte Katrin schütteln und schütteln und das Reagenzglas dabei mit dem Daumen zuhalten. Der Effekt stellte sich ganz schnell ein. Der gesamte Bereich der Fingerabdrücke des rechten und des linken Daumens von Katrin waren verätzt. Ich konnte nur müde darüber lächeln, ich hatte die Flüssigkeit ja nicht berührt.

Es war wie ein Naturgesetz, daß Katrin bei Experimenten den gefährlichen oder unangenehmen Teil übernehmen musste. Ich schrieb dafür Protokoll oder machte die Hausaufgaben, für die wir beide eine Zensur bekamen. Wir profitierten also beide davon - ich war schon immer mehr das Hirn als die Hand.

Noch einmal zu Frau Wilhelm: Es war allgemein bekannt, daß sie jeden erwischte, der in Klassenarbeiten schummelte. Spickzettel waren zwecklos, abschreiben wurde gleichermaßen geahndet. In der neunten Klasse wurden besonders viele Arbeiten geschrieben. Oliver Gericke aus der Nachbarklasse, mit dem ich auch viele Nachmittage verbrachte, hat mir einmal die Aufgaben der Klassenarbeit, die er an diesem Tag geschrieben hatte und die wir am nächsten Tag schreiben sollten, auf einem kleinen Zettel notiert. Es kam, wie es kommen musste. Die Versuchung war zu groß, erfolgreich zu spicken. Nach wenigen Minuten kam Frau Wilhelm, griff nach dem Zettel, erteilte mir eine Fünf und ich musste den Klassenraum verlassen. Ich hätte heulen können. Die paar Formeln hätte ich auch auswendig lernen können. Dummheit muss bestraft werden. Diese Fünf brachte mir auf dem Zeugnis eine Zwei ein, obwohl alle anderen Zensuren für die Eins gereicht hätten. Es war in meiner gesamten Schulzeit das einzige Mal, dass ich in einer Klassenarbeit eine Fünf bekommen habe und das mehr für Dummheit als für Unwissenheit.

Eine kleine Rache war mir dann aber doch noch vergönnt. Einmal, als ich mit Gerd nachmittags an der Schrote entlang gestromert bin, haben wir wieder einmal den vielleicht nicht kürzeren aber interessanteren Weg durch die Büsche genommen. In einem dieser Gebüsche hockte plötzlich Frau Wilhelm, die Hose herunter gelassen, um ihre Blase zu erleichtern. Als wir sie gesehen haben, sind wir zwei Schritte auf sie zugegangen, haben freundlich „Guten Tag“ gesagt und sind erst dann aus dem Gebüsch verschwunden. Ich denke, dass diese Begegnung Frau Wilhelm mindestens genauso peinlich war wie für mich, beim abschreiben erwischte zu werden.

Ich war keine Sportskanone. Weder liebte ich den Sportunterricht noch war ich dort besonders erfolgreich. Eine der Sportarten, bei der ich lange Zeit besonders erfolglos war, war das Stangenklettern. An einer Wand in unserer Sporthalle waren mit etwas Abstand fünf Metallstangen angebracht. Sie waren etwa 5 Meter hoch und vielleicht 8 cm im Durchmesser und für eine Eins musste man in einer bestimmten Zeit vier mal oben anschlagen. Ich hatte weder die Einstellung, das unbedingt schaffen zu wollen noch die dazu erforderliche Technik. Ich wusste aber auch, daß die Zensur, die ich in der Leistungskontrolle für das Stangenklettern bekommen sollte, über die Zeugnisnote Zwei oder Drei entscheiden würde. Ich musste also trainieren. Weil man außerhalb der Schulstunden nicht in die Turnhalle hinein durfte, musste ich mir einen anderen Trainingsplatz suchen. Die Lösung war relativ simpel. Hinter unserem Hof war in der Goethestraße eine Bushaltestelle und das Haltestellenschild war an einer ähnlich dimensionierten Stange angebracht, die lediglich nicht so hoch war. Das war in diesem Moment völlig egal, weil ich ja nur die Technik und nicht die Höhe trainieren wollte. Der Bus fuhr alle 10 Minuten und da es mir peinlich gewesen wäre, vor anderen Leuten dort hoch und runter zu rutschen, wartete ich immer, bis ein Bus abgefahren war, hatte dann 2-3 min Zeit, in denen ich ungestört trainieren konnte, bis die nächsten Fahrgäste kamen. Ich probierte die unterschiedlichsten Techniken, bis ich irgendwann ohne Probleme nach oben kam. Die anschließende Leistungskontrolle in der Schule habe ich mit einer Eins gemeistert und so die gar nicht mehr erwartete Zwei auf dem Zeugnis bekommen.

Meine sportlichen Leistungen lassen sich ganz einfach beschreiben: Meine Würfe und Sprünge waren nicht weit, bei Mannschaftsspielen war ich Torwart oder Auswechselspieler, beim Bodenturnen spielte ich den sterbenden Schwan und für Kraftsport fehlten mir die Muskeln. Ich war schließlich der mit Abstand jüngste Schüler der Klasse. Eigentlich hätte ich ein Schuljahr später beginnen müssen aber vom Kopf her hat ja alles gut funktioniert. Außerdem war ich schon immer mehr der musische Typ mit Vorlieben für Musik, Theater und Literatur. Darum war der Musikunterricht auch immer eines

meiner liebsten Fächer. Ich trällerte voller Inbrunst „Summertime“ von Gershwin, kannte die Texte der deutschen Volkslieder – dort war immer mein Favorit „Drei Zigeuner fand ich einmal ...“ – und durfte regelmäßig vor der Klasse vorsingen, was meistens mit einer Eins belohnt wurde.

Wenn einem aber etwas so leicht fällt, dann kommt man genau so leicht auf dumme Gedanken. Unsere Musiklehrerin hieß Frau Hoffmann, die uns, wenn wir gesungen haben, auf einem Akkordeon oder einem großen Flügel, der in der Aula stand, begleitet hat. Beim Akkordeon konnte man nichts machen aber wenn man bei dem Flügel einen Tafellappen oder etwas zerknülltes Papier unter die Saiten gestopft hat - besonders effektiv bei den Saiten, die häufig angeschlagen werden - dann klangen sie sehr dumpf und es hörte sich an, als wäre der Flügel kaputt. Frau Hoffmann wußte natürlich immer sofort, was dumpfe Saiten bedeuten, sie hat es aber eben immer erst gemerkt, wenn sie mit dem Spielen bereits begonnen hatte.



Manchmal reichte es schon aus, etwas lauter zu singen, um ihren Zorn zu provozieren. Wir saßen in der Klasse und das Lied ging so:

Ein Fröschlein saß im Schilfrohren drin
Quaks Quaks Brekerekekeks
und quakte froh nach seinem Sinn
Quaks Quaks Brekerekekeks
die anderen Frösche quakten mit
und fröhlich quakten sie zu dritt
Quaks Quaks Brekerekekeks
Brekerekekeks Brekerekekeks
Quaks Quaks Brekerekekeks
Brekerekekeks Brekerekekeks Quak Quak

Den Strophenteil haben Gerd und ich ganz normal gesungen, das Quaks Quaks Brekerekekeks aber richtig laut heraus gekräht und so lange Spaß daran gehabt, bis wir einen Eintrag ins Hausaufgabenheft bekommen haben.

Allgemein hat mich Musik sehr interessiert. Es gab aber eine Sache, die völlig sinnlos war. Das war, als wir die Nationalhymne der DDR lernen mußten. In der 1. Klasse haben wir kleinen Kinder gestaunt, wenn alle anderen Schüler die Nationalhymne mit vollem Text gesungen haben. In der 2. Klasse haben wir mit viel Aufwand alle drei Strophen auswendig gelernt und in der 3. Klasse wurde der Text dann von unseren Staatsoberen verboten, weil darin der Passus „... Deutschland einig Vaterland ...“ vorkam. Der Text der ersten Strophe sitzt bei mir immer noch perfekt, wahrscheinlich, weil wir ihn uns eigentlich nicht merken durften. Ich habe dann später mal ganz ernsthaft versucht, dafür einen neuen Text, der politisch korrekt war, zu schreiben und wenn mir dabei auch nichts vernünftiges eingefallen ist – für die paar Jahre, die die DDR noch existiert hat, hätte sich der ganze Aufwand sowieso nicht gelohnt.

Im Musikunterricht wurden vorrangig Klassiker, Arbeiterkampflieder und Volkslieder gelehrt. In der neunten und zehnten Klasse kam dann noch etwas klassisches amerikanisches Musical dazu. Rock und Popmusik hat im Musikunterricht nicht stattgefunden. Dafür hatte ich abends

mein Radio, in dem weder Klassik noch Arbeiterkampflieder noch andere Unterrichtsthemen vorkamen.

Wie schon erwähnt hatten wir unseren Musikunterricht immer in der Aula. In diesem riesigen Raum war vorn ein Podest, auf dem der Flügel stand. Unterhalb des Podests waren die Bankreihen aufgebaut und daneben stand noch ein Tisch mit einem Schallplattenspieler. Die Steckdosen für den Plattenspieler befanden sich am anderen Ende der Aula, so daß eine Verlängerungsschnur nötig war, um das Gerät zu betreiben. Bei allem Unfug, den wir getrieben haben, bin ich besonders bei nachfolgender Geschichte froh, nicht erwischt worden zu sein. Eines Nachmittags nach einer größeren Schulveranstaltung sollten einige Jungs aus unserer Klasse die Aula aufräumen. Das hieß, die Stühle auszurichten, Papier aufzulesen und generell den Raum wieder für Unterricht am nächsten Tag nutzbar zu machen. Selbst, wenn wir vorher nichts angestellt hatten – wir betrachteten diese Arbeit wie eine Strafe. Wir hatten aber mittlerweile auch Grundkenntnissen in Physik und Elektrik und wir hatten den Plattenspieler, die Verlängerungsschnur und – wie richtige Jungs in dieser Zeit waren – ein Stück Draht in der Hosentasche. Ein Kurzschluß funktioniert so, daß man mit dem Draht die beiden Pole der Steckdose direkt verbindet und dann geht allgemein das Licht aus. Hätten wir das so einfach gemacht, wären wir sofort aufgefliegen. Ich hatte dazu aber eine geniale Idee. Wir zogen die Verlängerungsschnur aus der Steckdose, zogen die Schnur vom Plattenspieler aus der Verlängerungsschnur und überbrückten dann mit viel Draht die Kontakte in der Verbindung von Plattenspieler und Verlängerungsschnur. Dabei passierte natürlich noch nichts. Wenn aber irgend jemand am nächsten Morgen die Verlängerungsschnur in die Steckdose stecken würde, gäbe es einen herrlichen Kurzschluß und niemand wüßte, warum. Kurz gesagt – es hat funktioniert. Leider war nicht die ganze Schule dunkel, weil die Aula einzeln abgesichert war und die Hauptsicherung nicht mit rausgeflogen ist aber wenigstens die Aula war elektrisch tot. Natürlich hätte ich mit ein wenig Überlegung darauf kommen können, daß, wenn die Sicherung nicht heraus springt, die Polüberbrückung zu einem

Kabelbrand hätte werden können, daß dadurch die Schule abbrennen konnte und am Ende der Brand das ganze Wohnviertel erfassen konnte. Nein, ich war noch nie ein Bedenkenträger – manchmal vielleicht sogar zu wenig.

Was war ich manchmal doch unüberlegt. Mit etwas mehr Nachdenken hätte ich bestimmt nicht versucht, eine Schultür mit Sicherheitsschloß mit dem Sicherheitsschlüssel von unserer Wohnungstür zu Hause aufzuschließen. Dabei war mir nur kalt und ich wollte ins Gebäude. Dummerweise brechen die nicht passenden Sicherheitsschlüssel auch immer dort ab, wo man sie ganz schlecht greifen und wieder herausziehen kann. Das neue Schloß habe ich beim Hausmeister von meinem Taschengeld bezahlt. Dafür haben meine Eltern nichts davon erfahren.

Kommen wir zu einem besonders dunklen Kapitel in meiner Schulzeit – im wahrsten Sinne des Wortes. In der 10. Klasse hatten wir das Unterrichtsfach Astronomie. Gelehrt wurde im Erdkundekabinett und unser Lehrer war Herr Mocek, der bei uns auch Erdkunde gab. Astronomie war häufig damit verbundenen, daß der Raum verdunkelt wurde und wir über einen Projektor kleine Filme oder Sternkonstellationen an die vordere Wand projiziert bekamen. Die Verdunkelung wurde über große und schwere Vorhänge erreicht. Natürlich hatten wir auch in diesem Raum jene hohen Fenster und das hat Gerd und mich zu einer jener idiotischen Mutproben angestachelt, zu denen man wohl nur als 15-jähriger Junge fähig ist. In der Pause hatte Herr Mocek also den Projektor aufgebaut und das bedeutete normalerweise, dass mit Stundenbeginn die Vorhänge zugezogen und das Licht gelöscht wurde. Gerd und ich zogen schon einmal prophylaktisch die vordersten Vorhänge zu, dann kletterten wir über die schweren Heizkörper auf die etwa 1,20 Meter hohen Fensterbretter und stellten uns jeder hinter einem Vorhang. Gewinner sollte sein, wer dort länger stehen bleibt. Es lief alles wie von uns geplant. Wir standen, für Herrn Mocek unsichtbar auf dem Fensterbrett und diejenigen aus der Klasse, die das mitbekommen haben, hatten große Mühe, sich das Lachen zu verkneifen und sich nichts anmerken zu lassen.



Links unten die Fenster des Erdkundekabinetts

Die Stunde begann und die beiden Plätze in der ersten Reihe ganz links blieben leer. Buch, Hefter und Federetui lagen auf den Tisch, nur Gerd und ich waren nicht da. Das Licht ging aus, der Projektor startete. Was sollten wir nun machen? Am Anfang solcher Vorführungen war immer noch ein wenig Unruhe und die nutzte ich aus. Ich setzte mich auf das Fensterbrett und ließ mich geräuscharm herunter gleiten, machte mich ganz, ganz klein und schlüpfte auf meinen Platz. Damit hatte ich zwar die Wette verloren, bekam aber keinen Eintrag ins Hausaufgabenheft. Entweder hatte Herr Mocek wirklich nichts bemerkt oder er ließ sich nichts anmerken. Gerd hatte allerdings jenen günstigen Zeitpunkt verpasst. Der Film lief und es war mucksmäuschenstill im Raum, als plötzlich der Vorhang in Wallung geriet, unvorsichtigerweise leicht auseinandergezogen wurde, so dass man das Tageslicht sehen konnte und Gerd erschien. Der Unterricht war gelaufen. Nach solch einem Zwischenfall wieder Ruhe in die Klasse zu bekommen schafft nicht einmal der beste Lehrer. Dementsprechend groß fiel der Ärger für Gerd einschließlich Eintrag ins Hausaufgabenheft und einer Fünf in

Betragen aus aber er war in der Rangfolge, wer sich welchen Unfug traut, um viele Stufen nach oben geklettert.

Es gab auch noch einige andere Lehrer, an die ich mich gern erinnere. In Physik hatten wir Herrn Meier. Er war jung, attraktiv und die Mädchen himmelten ihn an. Er hat uns gezeigt, wie man über Reibung an einer Apparatur eine elektrische Ladung erzeugt und wenn man dabei seine Hand auf eine metallische Kugel gelegt hat, standen einem die Haare zu Berge. Er war weiterhin mein erster Badmintontrainer.

In Mathematik hatten wir Herrn Herzog. Er war ein ausgezeichneter Lehrer, dabei sehr streng und korrekt. Er war der einzige Lehrer, der am letzten Schultag unserer Schulzeit tatsächlich Unterricht durchgeführt hat.

Ich würde meinen Lehrern, wenigstens den meisten, gern ein Denkmal setzen, weiß aber auch, daß nach so vielen Jahren auch ein wenig Verklärung mitspielt. Mein Denkmal sei also, dass sie in kleinen Anekdoten vorkommen, über die ich noch heute schmunzeln kann.

Die wichtigsten Lehrerin für unsere Klasse habe ich bisher noch gar nicht erwähnt. Unsere Klassenleiterin war Frau Schneemann. Wir hatten bei ihr Deutsch und das war ja schon immer eines meiner besten Fächer. Es gab keinen Aufsatz, bei dem ich nicht für den Inhalt eine 1 bekommen hätte. Das gleiche galt für die Rechtschreibung. Dafür bekam ich aber wegen meiner krakeligen Handschrift in „Form“ meistens eine 3. Viel mehr kann ich nicht zu ihr sagen. Sie fuhr mit uns auf Klassenfahrt und hatte alle Hände voll zu tun, dass wir nicht zu viel Schaden anrichteten. Die schönste Klassenfahrt mit ihr war unsere Abschlussfahrt der 10.Klasse nach Wendefurth. Sie genoss einen gewissen Respekt bei uns, aber es war keine tiefe Zuneigung.

Alles Unfug

Es gab zu unserer Zeit immer so Phasen, wo klassenübergreifend ein Unfug überwogen hat. Da war zum Beispiel das Schießen mit einer Flatsche. Es wurde ein breiter Gummi zwischen kräftige Drähte oder dünne Metallstäbe gespannt und dann schoß man mit Erbsen. Das ging so lange gut, bis ein Mädchen so ein Geschoß ins Auge bekommen hat. Das war nicht etwa ein Treffer auf dem Schulhof sondern mitten im Unterricht hat jemand mit einer Erbse an die Tafel geschossen, die Erbse prallte zurück und traf erst dann ihr nicht angestrebtes Ziel. Harmloser waren da schon die Apfelsinenschlachten. Das Prinzip war ganz einfach. Fast jeder von uns hatte einen Fallbleistift. Diese Stifte hatten ein Innenleben und wenn man das heraus schraubte, hatte man ein metallisches Röhrchen. Wenn man nun die beiden Öffnungen vorn und hinten in eine Apfelsinenschale drückte, blieb beidseitig ein Stopfen stecken.



Wenn man nun weiterhin mit dem Innenleben schnell auf einen der Stopfen drückte, komprimierte sich im Inneren die Luft und der zweite Stopfen flog mit einem leisen Knall heraus. Man konnte so über eine Distanz von 5 bis 6 Metern schießen, die Besten unter uns kamen bestimmt noch weiter. Es dauerte natürlich auch nur ein paar Tage, bis dieser Spaß verboten wurde.

Wir bekamen am Ende jeden Monats eine Zensur für Betragen, Ordnung, Fleiß und Mitarbeit. Nun war ich auf meine Art eigentlich ein ganz lieber Kerl aber natürlich nicht völlig frei von Fehlern. Für Fleiß und Mitarbeit bekam ich meistens eine Eins, in Betragen und Ordnung gab es zumeist eine Zwei. Nachdem ich wegen einigen Vorkommnissen etwas häufiger angezählt worden war, gab es einmal einen Monat, in dem ich ganz bewußt nur lieb, artig und fleißig war. Niemand ahnt, wie peinlich es ist, am Monatsende der einzige Junge mit

einer Eins in Betragen zu sein. Diesen Ausrutscher gab es natürlich nur einmal.

Schulstreiche gibt es in jeder Generation und ich war bestimmt kein Schüler, der den Lehrern größere Probleme bereitet hat. Ich habe zwar vieles mitgemacht, war aber eher Teil der Gruppendynamik als ein Anstifter. Hier kommen einige Klassiker:

An der Schultafel wurde mit Kreide geschrieben. Wenn man die Tafel aber mit etwas fettigem, zum Beispiel mit der Butter der Frühstücksschnitte, abgerieben hat, konnte man auf diesem Bereich so lange nicht mehr schreiben, bis die Stelle wieder entfettet war.

Wenn man sich von einem Lehrer ungerecht behandelt fühlte oder einfach nur so einen Schabernack machen wollte, dann konnte man leise das Lied singen: "Lehrer, wir wissen, wo dein Auto steht... ", und dann brauchte man nur noch einen Apfel, den man hinten wie einen Korken auf den Auspuff drückte und spätestens nach 20 m war der Wagen abgesoffen, weil die Abgase nicht mehr entweichen konnten. Besonders gemein war es, den Apfel nicht nur hinten drauf zu stecken sondern tief in den Auspuff hinein zu schieben, weil er dort zum einen nicht gesehen werden konnte, zum anderen verdammt schlecht wieder heraus ging.

Oder der hier: Man nimmt einen Lappen und steckt ihn in die Glocke der Schulklingel. Statt eines lauten Klingelns hört man nur noch ein leises Schnarren und solange der Hausmeister den Lappen nicht entfernt hat, hat man ein Chaos mit Stundenanfang und Stundenende. Aus diesem guten Grund war unsere Schulklingel recht hoch angebracht und eigentlich unerreichbar. Es kam aber auch vor, daß die Birne in der Lampe über der Schultür ausgetauscht werden mußte – ganz dicht neben der Klingel – und dann die Leiter des Hausmeisters länger als nötig an der Wand lehnte.

Auch immer wieder gern genommen: Wenn man eine Freistunde hat, sich aber trotzdem im Schulgebäude befindet,

muß man nur einmal von außen heftig gegen eine Klassentür klopfen, hinter der gerade Unterricht ist. Als nächstes muss man ganz schnell das Weite suchen und wenn der Lehrer dann die Tür öffnet, ist keiner mehr da. Das ist an sich harmlos, bringt aber in den Unterricht so viel Unruhe, dass der Lehrer für den Rest der Stunde seine liebe Not mit der Klasse hat.

Ein weiterer schöner Klassiker: Man nehme vom Zeichenunterricht eine Tube mit Deckweiß und schmiere diese Masse von unten an eine Türklinke. Jeder, der jetzt die Türklinke anfaßt, hat etwas davon an der Hand. Das Zeichenkabinett ist das Nächstliegende, das Lehrerzimmer wird auch immer wieder gern genommen. Prinzipiell funktioniert es aber an jeder Tür.

Wie gesagt: Klassiker! Ob wir so etwas wirklich gemacht haben? Zumindestens haben wir uns im Normalfall dabei nicht erwischen lassen.

Wenn man mich fragt, ob ich gern in die Schule gegangen bin, kann ich das nicht mit einem eindeutigen Ja oder Nein beantworten. Von den Zensuren her war ich ein sehr guter Schüler, ohne, mich dabei verausgaben zu müssen. Ich hatte als Zensuren überwiegend Einsen, aber sehr gute Noten sind nicht das einzige Kriterium dafür, ob es einem in der Schule gefällt oder nicht. Mein größtes Problem war, daß die anderen Kinder meiner Klasse alle bis zu einem Jahr älter waren als ich. Ich erinnere mich komischerweise an ebenso viele gute wie schlechte Dinge. Gute Dinge sind Lernerfolge, Freundschaften, die erste Liebe. Dem gegenüber stehen natürlich auch Feindschaften, Niederlagen und peinliche Situationen. Auf jeden Fall bezeichne ich meine Schulzeit heute nicht als die schönste Zeit in meinem Leben. Die kam erst hinterher.

Vor und nach dem Unterricht

Im Sommer der 7. bis 10. Klasse haben wir nach der Schule regelmäßig bei uns zu Hause auf dem Hof Fußball gespielt. Jeder Kontakt vom Ball mit dem Erdboden oder einer Wand schallte geräuschvoll bis in die oberste Etage der umliegenden Häuser und so bekamen wir wegen ruhestörenden Lärms regelmäßig großen Ärger. Oft haben Gerd und ich zu zweit gespielt, das hieß, dass einer von uns den Ball in eine bestimmte Vertiefung im Pflaster gelegt hat, der andere im Tor stand und unser Training darin bestand, immer wieder auf das Tor zu schießen. Das Tor war die Teppichklopfstange. Wir haben uns als Schützen abgewechselt und wurden dadurch auch zu relativ guten Torhütern. Es kam aber auch vor, dass wir zu dritt gespielt haben. Dann war meistens Peter mit dabei. Das Spiel nannte sich dann „Englisch Halbe“ und zwei Spieler spielten dabei auf ein Tor. Wer bei einem Torschuss und erfolgreichem Tor als Letzter den Ball berührt hatte, dem wurde das Tor gut geschrieben.

Einmal im Sommer, bei besonders großer Hitze, stand ich im Tor und Gerd und Peter haben gegeneinander gespielt. Das Spiel war extrem schweißtreibend und so hatten beide hinterher großen Durst. Wir sind also zu uns in die Wohnung gegangen und haben eine leere Halbliterflasche genommen und Wasser hinein gefüllt. Das artete wieder einmal zu einem idiotischen Wettbewerb aus, bei dem derjenige der Sieger sein sollte, der mehr trinken konnte. Gerd hatte die erste Flasche leer getrunken und Peter auch. Durst hatten beide bestimmt nicht mehr. Ab jetzt ging es also nur noch um die Ehre. Wenn man sich aber schon daran hoch schaukelt, mehr trinken zu können als der andere, dann quält man sich auch weitere Flaschen hinein. Gerd schafft die nächste Flasche. Dann setzte auch Peter mit einem leichten Zögern die Flasche an den Mund und unter vorsichtigem Schlucken leerte er sie auch zum zweiten mal. Das gleiche passiert mit der dritten Flasche. Immer noch remis. Nun sind 1,5 l für einen halbwüchsigen Jungen schon mehr als er braucht aber weder Peter noch Gerd wollten sich geschlagen geben. Es war absehbar, dass keiner von ihnen eine vierte Flasche schaffen wurde. Also

musste ich nachsehen, ob wir noch eine identische Flasche haben, so dass wir beide voll Wasser füllen konnten, beide parallel trinken sollten und gewonnen hatte der, in dessen Flasche am Schluss am wenigsten drin war. Ungefähr eine halbe Flasche schafften beide noch und ich glaube, Gerd hat knapp gewonnen. Mit so viel Druck auf dem Kessel kam den beiden dann noch die Idee, den Wettbewerb zu veranstalten, wer weiter pullern kann. Dazu kam es aber nicht mehr, weil wir nicht so lange warten wollten.

Gerd und ich gingen morgens immer gemeinsam zur Schule. 5 Minuten nach 7.00 Uhr klingelte es an unserer Haustür, ich schnappte meine Sachen, ging runter und wir zogen gemeinsam los. Nun gab es wie schon vor zehn Jahren immer noch regelmäßig Ärger mit Frau Bandt. Sie war schon lange Rentnerin und hätte bestimmt ausschlafen können, wenn wir nicht zur Belohnung für ihr permanentes schimpfen und verpetzen beim losgehen regelmäßig auf ihren Klingelknopf gedrückt hätten. Natürlich war sie nach einiger Zeit schon darauf vorbereitet und schaute aus dem Fenster, um festzustellen, wer sie denn da weckte. An diesem Abend hatten meine Eltern wieder Besuch. Mutti konnte mich verstehen, mußte mich aber auch erziehen. Ich versprach also hoch und heilig, morgens kurz nach 7.00 Uhr nie wieder zu klingeln. Das habe ich auch eingehalten. Es gab aber auch Tage, an denen ich später zur Schule musste. Als sich der ganze Wirbel wieder gelegt hatte, haben Gerd und ich ein Streichholz genommen, den Klingelknopf hinein gedrückt und mit dem Hölzchen blockiert uns nun musste Frau Bandt nicht nur aus dem dritten Stock aus dem Fenster schauen, um Ruhe zu haben, sondern nach unten gehen und das Streichholz heraus ziehen. Sie wusste bestimmt ganz genau, wer das war, aber sie konnte uns nichts nachweisen. Im Zweifel für den Angeklagten!

Frau Bandt war für uns die Reizfigur schlechthin. Sie hatte einen Balkon zum Hof und wenn wir dort Fußball spielten, flog manchmal von oben eine gekochte Kartoffeln herunter. Bei allen Klagen, die es über mich gab, haben sich meine Eltern auch bei ihr einmal darüber beschwert, dass sie mit den

Kartoffeln den Hof verschmutzen würde. Ihr Argument war, dass sie damit die Vögel füttere. Nun war ihr Balkon in der 2.Etage nicht allzu hoch und die Kartoffeln waren noch einigermaßen fest, so dass wir sie mitunter genommen und auf ihren Balkon zurück geworfen haben. Außerdem hatte sie ihr Schlafzimmer in Richtung Hof und geschickte Werfer wie wir haben auch das Fenster manchmal zum Ziel für die Kartoffeln gemacht. Zum einen gab das wunderschöne Flecken, zum anderen konnte man die Munition mehrfach verwenden, wenn sie noch einmal zurückkam. Ja, wir waren uns gegenseitig der Teufel. Wenn Sie in den Keller ging und Kohlen holte, dann konnte es schon passieren, dass ich das Hauptlicht ausgemacht und die große Kellertür von außen abgeschlossen habe. Demgegenüber wurden regelmäßig Verstöße gegen Zucht und Ordnung bei meinen Eltern gemeldet.



Etwa 1976

Woran erinnert sich jeder junge? An seine erste Zigarette. Bei mir kam das so: Papa war ein Gelegenheitsraucher. Eines Tages stand in seinem Schrank eine Schachtel „Duett“. Das war schon eine relativ teure Rauchware und ich habe mir davon eine Zigarette abgezweigt. Was fängt man nun damit an? Ich habe mit Gerd vereinbart, dass wir an die Schrote in die Büsche gehen und gemeinsam rauchen. Gesagt, getan. Wir zogen los, zündeten die Zigarette an und zogen immer abwechselnd am Filter. Wahrscheinlich kam mehr Rauch aus unserem Mund als wir vorher eingezogen hatten und es war ein wüstes Gepaffe. Dann hatten wir natürlich ein schlechtes Gewissen. Zuerst aßen wir jede Menge Pfefferminzbonbons, dann mussten wir uns noch gegenseitig versprechen, niemandem etwas davon zu erzählen. Zur Revanche hat Gerd kurze Zeit später von seinem Vater, der wesentlich mehr geraucht hat als meiner, auch eine Zigarette organisiert. Gleiches Procedere. Wir trafen uns in den Büschen, nur das Gerd, als ich Rauch im Mund hatte, mich angestachelt hat: Jetzt mußt Du einatmen. Das tat ich, bekam Rauch in die Lunge und musste furchtbar husten. Außerdem wurde mir richtig übel. Zuerst hat sich Gerd fast tot gelacht, als richtiger Mann, der er werden wollte, probierte er aber das einatmen von Rauch, musste davon genau so husten wie ich und besser ging es ihm hinterher auch nicht. Bis zum Ende meiner Schulzeit habe ich vielleicht 20 Zigaretten geraucht, nie wieder auf Lunge. Vielleicht wollten wir uns etwas erwachsener fühlen, vielleicht auch die Mädchen beeindrucken. Meine letzte Zigarette habe ich mit 18 Jahren geraucht, seitdem bin ich sauber.

Im Sommer der neunten und zehnten Klasse sind wir nachmittags oft Fahrrad gefahren. Wir, das waren Gerd, Thomas und ich, fuhren dabei meistens Strecken von etwa 40 km. Die Strecke führte von Magdeburg über Olvenstedt und Ebandorf bis zum Jersleber See. Wir haben dort gebadet und sind über Barleben zurück gekommen. Gerastet wurde überall dort, wo Brombeeren oder Süßkirschen wuchsen. Bei den Kirschbäumen stellten wir unser Fahrrad an den Stamm, stiegen auf die Querstange und kletterten in die Äste. Regelmäßig kamen die Besitzer, die aber zu Fuß langsamer

waren als wir mit dem Fahrrad. Am Jersleber See wuchsen jede Menge Brombeerensträucher. Ein Teil von ihnen war immer reif und wenn die Früchte auch direkt an der Straße wuchsen und mit jeder Menge Abgasen kontaminiert waren, haben sie hervorragend geschmeckt und uns nicht weiter geschadet. An irgend einem Tag fuhr auch einmal Peter mit uns mit, aber dadurch, dass er nicht trainiert war, hat er uns mehr ausgebremst als dass wir gemeinsam Spaß hatten.

Es gab auch einmal eine Tour mit Gerd und Dieter Otto. Dieter war er ein Jahr älter als wir, größer und auch schon entwickelter. Das merkte man ganz besonders, wenn man mit ihm baden fuhr. Unser Ausflug ging zum Barro-See und wenn wir zum Baden einen Wasserball mitnahmen, hatte Dieter den Schlauch eines Traktorreifens dabei. Ungefähr 500 m vor dem sie war eine Tankstelle, wo Dieter den Schlauch an der Druckluft aufpumpte. Gerd und ich hätten uns das bestimmt nicht getraut. Dann kam irgendwann die Diskussion: Hast du schon Schamhaare? Gerd und ich schauten uns nur an. Naja, so ein paar kleine Härchen glänzen da schon. Dieter sah uns triumphierend an. Er stellte sich in seiner ganzen Größe vor uns hin, schob seine Hose ein Stück nach unten und stellte voller Stolz fest: Da glänzt nicht nur ein wenig! Wir waren schwer beeindruckt. Fuhren wir sonst an einen See, dann konnte es schon zu Reibereien mit anderen Jungs kommen, die auf Streit aus waren. Mit Dieter an unserer Seite, dem Kleiderschrank, konnte so etwas nicht passieren.

Ich hatte schon seit Jahren immer das gleiche Fahrrad. Es war ein 26er Herrenrad, ursprünglich braun und später grün gestrichen. Wie zur damaligen Zeit üblich gab es für Fahrräder keine Gangschaltung sondern nur vorn ein Kettenrad, hinten ein Kettenrad und dazwischen die Kette. Mein ganzer Stolz war der Rückspiegel und eine selbst montierte Felgenbremse. So, wie wir bei den Großen gesehen haben, dass sie am Wochenende an ihren Autos herumgeschraubt, repariert, geputzt und gepflegt haben, so standen wir am Sonnabend Vormittag und putzten unsere Fahrräder, schmierten die Kette, stellten den Sattel ordentlich ein und freuten uns auf die nächste lange Tour. Unsere Eltern haben nie gefragt, wohin

wir gefahren sind. Wir mußten lediglich abends pünktlich um 19:00 Uhr zu Hause sein und keiner durfte sich verletzen. Dann hatten wir alle Freiheiten. Ich habe zwar am rechten Knie noch eine Narbe, die ist aber von einem früheren Fahrradausflug übrig geblieben. Zu diesem Zeitpunkt war ich erst acht oder neun Jahre alt und bin mit Dieter Otto den Radweg an der Schrote bis zur Schweinebrücke gefahren. Auf der Rücktour bin ich mit dem Fahrrad hingefallen und mit dem Tempo, das ich bis dahin auf dem Fahrrad hatte, über den Schotterweg voller kleiner Steine gerutscht. Die Wunde hat mehrere Wochen gebraucht, bis sie verheilt war.

Bei der Menge von Fahrradausflügen dachte ich natürlich, dass ich gut trainiert bin. 1979, am 1. Juni, habe ich dann den längsten Ausflug meines Lebens gemacht. Oma war zu dieser Zeit bei uns in Magdeburg zu Besuch und hatte ihre Tabletten vergessen. Am 1. Juni war traditionell das Sportfest unserer Schule und so hatte ich relativ zeitig frei. Oma gab mir 8,40 Mark für je eine Fahrkarte nach Genthin und zurück. Alle dachten nun, dass ich nur mal schnell mit dem Zug nach h. Hn und zurück fahren würde. In meiner grenzenlosen Selbstüberschätzung habe ich mich aber auf das Fahrrad gesetzt und bin losgeradelt. Was hatte ich mir nur dabei gedacht? Ich fuhr ohne Essen und Trinken los, hatte nur eine ungefähre Ahnung von der Strecke und war das erste Mal in Burg völlig fertig. Bis dahin waren es etwa 30 km. Das Beste kam natürlich noch. Wenn man aus Burg in Richtung Genthin fährt, kommt ein sehr langer Anstieg nach Hohenseeden. Es geht dort über mehrere Kilometer nur bergauf und ich war kurz davor, das Fahrrad zu schieben. Oben geht es zwar relativ eben weiter, ich hatte aber kaum noch Kraft. Ein Umkehren kam natürlich nicht in Frage. Nach weiteren wackligen 20 km kam ich bei Omas Wohnung an, ging hinein, um die Tabletten zu suchen und nach wenigen Momenten klingelte es. Die Nachbarin Frau Klug, die ja wusste, dass Oma nicht im Haus war, hatte ein Geräusch gehört und wollte nur nach dem Rechten schauen. Wir unterhielten uns kurz, worauf sie mir zwei Brötchen schmierte, Saft einschenkte und ich mich bei ihr stärken durfte. Ich war satt, zufrieden aber abgespannt und Frau Klug fragte mich, ob es nicht besser wäre, die Fahrt nach

Hause mit dem Zug zu machen. Ich steckte die Tabletten ein, sagte „Ja“ und setzte mich mit der Gewißheit aufs Fahrrad, daß die Rückfahrt einfacher werden würde, weil es ja über Strecken bergab ging. Außerdem fühlte ich mich wieder gut. Nun war es mittlerweile etwa 17:00 Uhr und ich hatte schon fast 5 Stunden verbraucht. Mir war in diesem Moment gar nicht klar, wann ich dann zu Hause ankommen sollte. Zum Glück wusste Heike Bescheid. Als ich abends um 18.00 Uhr noch nicht zu Hause war, hat sie meinen Eltern von diesem abenteuerlichen Plan erzählt und obwohl niemand so richtig beruhigt war, konnte sich doch jeder vorstellen, wann ich etwa wieder zu Hause auftauchen würde. Ich fuhr und fuhr also und freute mich schon, den langen Anstieg vom Hinweg jetzt herunter zu rollen. Zu meiner großen Enttäuschung wirkte er jetzt gar nicht mehr so steil. Jedes Auto, das an mir vorüber fuhr, drückte mich mit seinem Sog ein wenig nach vorn und zur Seite, LKWs in der Gegenrichtung bremsen mich dagegen mit ihrem Luftzug jedes Mal ein wenig aus. Es war schon extrem kräftezehrend. Als ich wieder durch Burg fuhr, ging gerade die Sonne unter. Das war ein wunderschönes Bild, wenn man denn diesen Anblick entspannt genießen kann. Ich hatte aber noch etwa 30 km vor mir. Es wurde immer dunkler, ich wurde immer langsamer und sitzen konnte ich auch nicht mehr. Mein Sattel schien aus Beton zu sein, die Luft bestand nur noch aus Russ und Insekten. 2 Stunden später war mein Märtyrertum beendet. Ich schlich mit dem Fahrrad durch die Goethestraße, stieg ab und Mutti stand schon an unserem Hoftor und empfing mich mit einer Mischung aus Ärger und Erleichterung. Ich glaube, ich habe mehrere Nächte auf den Bauch geschlafen und mein Fahrrad einige Tage nicht mehr angefasst. Ich habe an diesem etwa Tag 105 km zurückgelegt und hatte nie wieder das Bedürfnis, mich noch einmal auf so ein Abenteuer einzulassen.

Die meisten Zeit nach dem Unterricht habe ich mit Gerd verbracht. Dazu gehörte auch, dass wir an vielen Nachmittagen miteinander Schach gespielt haben. Es waren meistens 2-3 Partien und es wurde der sogenannte Schachsklave eingeführt. Das bedeutete, dass derjenige, der mehr Partien verloren hatte, am nächsten Tag irgend eine

Kleinigkeit als Strafe tun musste. Man war halt der Sklave des anderen. Das konnte zum Beispiel sein, die Mappe des anderen zu tragen, irgendwelche Wege zu erledigen oder dem anderen das Essen der Schulspeisung mitzubringen. Es waren immer harmlose Dinge, aber es war ein guter Anreiz, nicht der Verlierer des Tages zu sein. Wir haben grundsätzlich bei ihm zu Hause gespielt, weil er das größere und schönere Schachspiel hatte. Meine Figuren waren dagegen wesentlich kleiner und außerdem waren wir bei ihm völlig ungestört.

Was Schach spielen wirklich bedeutete, habe ich einmal erfahren, als sein Vater nach Hause kam, mich anlächelte und fragte, ob ich einmal gegen ihn spielen wollte. In dem Bewusstsein, dass ich normalerweise gegen Gerd nicht so schlecht ausgesehen habe, habe ich natürlich sofort zugesagt und am Lächeln von Gerd bemerkt, dass ich mich auf sehr dünnes Eis begeben hatte. Er sagte mir dann auch die aufmunternden Worte: „Wenn du 20 Züge überstehst, dann bist du richtig gut.“ Er musste es schließlich wissen. Ich spielte mit Sicherheit eine meiner schlechteren Partien, weil ich plötzlich ängstlich wurde, aber ich dachte mir, dass ich mein Heil am Besten in einer starken Verteidigung suchen sollte. 20 Züge!! Genau jene Verteidigung wurde von Zug zu Zug kleiner und spärlicher. Am Ende stand dann mein König zitternd vor Angst in einer Ecke und ich hatte innerhalb von kürzester Zeit mehr gelernt als im ganzen Jahr mit Gerd.

Sein Vater war Offizier und zum damaligen Zeitpunkt etwa 23 Jahre in der Armee gewesen, hätte also regulär noch zwei Jahre vor sich gehabt. Er trug sich aber mit dem Gedanken, vorzeitig auszuscheiden, weil er offensichtlich zu intelligent für das Militär war. Eigentlich war er gelernter Tischler. Er hatte sämtliche Möbel selbst gebaut und sowohl Schränke, ein Wandbild und auch den Tisch mit Intarsienarbeiten versehen. Dieser Arbeiten waren wunderschön und ich hätte nie gedacht, was man aus Holz alles machen kann. Seine Mutter war Hortnerin. Ich war selbst zwei Jahre in ihrer Gruppe und fand sie immer furchtbar nett. Zu seinem Kindergeburtstag gab es immer den Wettbewerb, wer den meisten Kuchen essen konnte. Dementsprechend wurde auf Menge gebacken. Ich

hatte meine Lieblingssorte Schokoladenkuchen und davon immer 6-8 Stück gegessen und stand damit seinen anderen Gästen in nichts nach.

Gerd war so richtig der beste Kumpel. Wir haben in unserer Schulzeit jede Menge Unfug gemacht, er hat von mir morgens vor dem Unterricht die Hausaufgaben abgeschrieben, wir haben unsere erste Zigarette miteinander geteilt, jeder kannte die Geheimnisse über Liebesglück und Liebesleid des anderen und so verrückt wir manchmal waren, waren aus uns nach den zehn Jahren Schule doch zwei Menschen geworden, die man ohne Probleme auf den Rest der Menschheit loslassen konnte. Freizeit bedeutete in den Jahren bis 1979 auch immer, diese Zeit nicht allein sondern mit Freunden zu verbringen. Wir hatten kein Telefon und wenn wir etwas voneinander wollten, sind wir zur Wohnung des anderen gegangen. Wir hatten keine Computer sondern spielten auf dem Hof mit dem Ball oder Badminton, das damals noch Federball hieß oder fuhren Fahrrad.

Unsere Musik kam aus großen Tonbandgeräten oder Kofferradios. Unsere Helden hießen „Deep Purple“, „Pink Floyd“, „T.Rex“, „Slade“ und die beste Radiosendung kam montags von 20:15 Uhr bis 21:30 Uhr auf dem Deutschlandfunk, hieß „Schlagerderby“ und war am nächsten Tag das wichtigste Gesprächsthema.

Im Fernsehen gab es maximal vier Programme, zwei davon wurden ironisch „Feindsender“ genannt, weil sie aus dem anderen Teil Deutschlands kamen. Zeitungen oder Illustrierte spielten bei uns fast keine Rolle, außer das „nl - Neues Leben“. Diese Zeit war einzigartig, genau, wie für jede andere Generation die Jugendzeit einzigartig ist.

Unser Garten

Papa hatte nicht lange nach der seiner Ankunft in Magdeburg einen Kleingarten gepachtet. Das waren 420 m² mit Gemüsebeeten, Blumenrabatten, einer kleinen Wiese und einer Laube. Genau genommen fing alles mit etwas Brachland und einem wackligen Geräteschuppen an. Das waren die Hinterlassenschaften des vorherigen Pächters.



Papa machte sich also daran, das Fleckchen Land urbar zu machen. Dazu hatte er ein unwahrscheinliches Talent. Zuerst wurden ordentliche Beete angelegt, danach wurde ein kleiner Spielplatz mit einem Sandkasten und einer Schaukel gebaut. Als ich noch ganz klein war wurde ich, wenn Papa gearbeitet hat, in den Sand gesetzt und habe fleißig Sandkuchen vor mich hin geformt. Schaukeln konnte ich natürlich noch nicht allein aber auch mit Unterstützung eines Erwachsenen war das

nicht ganz ungefährlich. Die Stützen der Schaukel waren aus unbehandeltem Holz und direkt in den Boden eingelassen. Nach genügend Einwirkung von Wind und Wetter sind beide Stützen irgendwann weggefault und, als ich gerade beim Schaukeln war, weggeknickt. Ein Balken schlug links von mir ein, ein Balken rechts von mir und ich saß mit dem Sitz der Schaukel dazwischen auf dem Boden und habe geheult. Zur Entlastung meines Schutzengels, dessen tatkräftige Hilfe ich wieder einmal in Anspruch genommen hatte, wurde die Schaukel nicht wieder aufgebaut.

Der Garten war das Rückzugsgebiet für unsere Familie. Im Laufe der Jahre wurde er immer wohnlicher und wir verbrachten einen großen Teil der Wochenenden auf der eigenen Scholle. Bis zu diesem Punkt dauerte es natürlich seine Zeit. Zuerst gab es nur Obst und Gemüse. Danach wurde ein Herzchenhäuschen mit Plumpsklo gebaut, um nicht wegen jedem Bauchgrummeln nach Hause gehen zu müssen. Dann nahm Papa sein nächstes Projekt in Angriff. Er baute eine Laube. Wir hatten als junge Familie natürlich nur wenig Geld und so wurde für die eigentliche Umhausung alles verwendet, was gerade da war. Das waren alte Fenster, Holz, Dachpappe und, um den Bau zusammen zu halten, viel grüne Farbe. Lediglich der Unterbau der Laube sollte etwas stabiler werden. Dazu wollte Papa ein Streifenfundament gießen. Es mußten also Sand und Zement zu organisiert werden. Für die Materialbeschaffung war Mutti zuständig. Wie das mit dem Sand geregelt wurde, weiß ich nicht, aber die Gartenfreunde haben gern und oft Baustoffe, Pflanzen und Werkzeuge getauscht. Mit dem Zement war das schon wesentlich schwieriger. Es gab zur damaligen Zeit keinen Baumarkt, zu dem man mit dem Auto fuhr und mal schnell den Kofferraum füllte. Bei uns zu Hause hätte es sogar am Auto gemangelt. Es gab zu dieser Zeit nur einen einzigen Baustoffhandel in Magdeburg und der verkaufte die Baustoffe nicht nur so einfach sondern er teilte zu. Man bekam mit etwas Glück 8 Sack Zement auf einmal, weil wir aber kein Auto hatten, versuchte Mutti, wenigstens 4 Sack mit einem Handwagen zum Garten zu schaffen. Das war ein Tag!

Heike und ich waren etwa 2 und 4 Jahre alt und wir mußten beide mit. Meine Eltern hatten sich dazu in der Gartensparte einen luftbereiften Handwagen geborgt und damit zogen wir also los. Der Baustoffhandel befand sich am Schleiufer an der östlichen Grenze des Stadtzentrums von Magdeburg. Wir kamen vom westlichen Rand und mit normalem Tempo schafft ein Fußgänger diese Strecke in etwa 40 Minuten. Leider waren wir aber keine normalen Fußgänger. Auf dem Hinweg setzte uns Mutti einfach in den Wagen auf eine Decke und wir wurden gezogen. Beim Baustoffhandel nahm sie uns herunter und ließ sich 4 Sack a´ 25 kg Zement aufladen. Damit fing

das eigentliche Abenteuer an. Jetzt waren der schwere Handwagen voller Zement und 2 quengelnde Kinder zum Garten zu transportieren. Straßenbahn und Bus fielen aus, weil es unmöglich war, den beladenen Wagen dort hinein zu heben. Vielleicht war es ja Muttis Plan, daß sie den Wagen zog und wir neben ihr her laufen sollten, vielleicht sogar an der Deichsel anfassten. Daraus wurde nichts. Nach ein paar Metern streikte zuerst Heike, dann ich. Was sollte Mutti machen? Sie legte die Decke auf die Säcke und setzte uns oben drauf. Der Handwagen wurde damit natürlich noch schwere aber die Säcke waren so hart, daß das ohnehin keine Dauerlösung war. Es ging aber wenigstens erst einmal in Richtung Garten. Alle paar Minuten konnten wir nicht mehr sitzen, wurden herunter genommen, liefen wieder ein paar Meter, konnten nicht mehr laufen, wurden wieder auf die Säcke gesetzt und so weiter. Dazu wurde es an diesem Tag so richtig warm. Auf so eine Schinderei war Mutti bestimmt nicht vorbereitet gewesen. Sie hat in ihrem Mantel bestimmt gedampft, konnte ihn aber auch nicht ausziehen und auf die Säcke legen, um ihn nicht zu ruinieren. So wälzte sich also der Kahn der fröhlichen Leute in Richtung seines Zieles und es hat am Ende irgendwie funktioniert, selbst wenn es lange gedauert hat. Das Material war da, die zwei drängelnden Kinder wurden nicht am Wegesrand ausgesetzt und am Wochenende hatte Papa wieder etwas zu bauen.



Für den Garten hatte Papa richtig viel Talent. Bei anderen handwerklichen Tätigkeiten, ganz besonders am Bau, sah das etwas anders aus. Er hatte weder für Stahl noch für Zement besonderes Gefühl und auch die Feinbearbeitung von Holz ging bei ihm vorrangig mit der Axt vorstatten. Nach dem Abschluss von mehreren Bauprojekten standen Mutti Tränen in den Augen und es waren keine Tränen der Rührung. Die Bausünden durchzogen eigentlich fast alles, was er tat. So haben wir zum Beispiel sehr lange in der Altbauwohnung in der Alexander-Puschkin-Straße gewohnt. Dort war vieles marode, unter anderem die elektrischen Aufputzleitungen. Bei der Sanierung, die wir natürlich selbst und ohne Fachfirma vorgenommen haben, kam Papa die Idee, die Leitungen am besten unter Putz zu legen. Es wurde also gestemmt, gekratzt, geflucht und genagelt und irgend wann lag das Kabel dort, wo es liegen sollte. Es bewahrheitete sich aber wieder die alte Regel, dass abreißen leichter ist als wieder aufzubauen. In diesem Fall bedeutet das, dass die einmal aufgerissenen Kanäle in der Wand wieder zugeschmiert werden musste. Ich weiß nicht, welcher Teufel meinen Vater geritten hat, oder ob ihn seine Freunde veralbert wollten, aber er rührte zum verschmieren der Fräskanäle eine Mischung aus Sand, Gips, Zement und Bier an. Irgendjemand hatte ihm wohl gesagt: Bier statt Wasser - das hält ewig. An den senkrechten Wänden und mit genügend Tapete darüber funktionierte diese Lösung auch ganz gut. Weniger gut funktionierte es an der Decke. Dort gab es gleich 2 große Probleme. Die Zuleitung zur Deckenlampe lag nun auch unter Putz. Im Gegensatz zur schönen glatten Fläche ringsum blieb aber der verschmierte Kabelkanal mit der verwendeten Masse ziemlich rau und man konnte die decke noch so oft weißer wie man wollte – wahrscheinlich durch das Bier entstanden nach dem Trocknen immer wieder gelbbraune Ränder. Dazu hatte sich außerdem dicht neben der Lampe ein kleines Stückchen der Masse aus dem Kabelkanal gelöst und hing wie eine kleine Platte leicht nach unten durch. Diesen Bereich noch einmal anzufassen war nicht das Ding von Papa und so hat er sich mit der Ausführung dieser Decke ein eigenwilliges Denkmal gesetzt.

Zurück zum Laubenbau. Es wurde also ein Streifenfundament gegossen, die Laube darauf zusammengenagelt und auf das Dach kam viel Dachpappe. Vor der Laube befand sich eine Terrasse, die nach und nach mit Fenstern, Brettern usw. umbaut wurde und schließlich baute Papa in die verbliebene Öffnung noch eine Tür und die Laube war plötzlich doppelt so groß wie konzipiert. Damit das alles nicht so furchtbar zusammengestückelt aussah, wurde es schön gleichmäßig gestrichen. Grüne Farbe!! Es sollte aber kein Gebäude für die Ewigkeit sein. Seit 1972 arbeitete Mutti im Asbest-Zement-Werk und bekam dort über den Werksverkauf sehr preiswert Asbest-Zement-Platten. 1974 wurde die Holz- und Papplauge wieder abgerissen und an ihre Stelle kam eine größere aus Asbest-Zement-Platten. Dieses Mal sollte alles perfekt und schön werden und wie aus einem Guß aussehen. Papa war schon länger Teil einer Gruppe von befreundeten Männern, die alle zusammen an der Laube bauten und die auch eine entsprechende handwerkliche Begabung hatten. Es war auch das letzte große Projekt, an dem sich Opa beteiligt hat, aber zu den Männern hatte er doch ein etwas distanziertes Verhältnis. Der Bau wurde recht schnell durchgezogen. Jemand organisierte Zement – nicht mehr mit der Handwagenmethode. Dann wurde eine richtige Grundplatte mit etwas Bewehrung darin gegossen, Balken aufgestellt, die Asbest-Zementplatten daran festgeschraubt, Fenster eingesetzt – und alles sah so gut aus, daß im Anschluß 3 andere Gartenfreunde mit den gleichen Mitteln, Materialien und Leuten eine ähnliche Laube bauten. Auf dem Bau herrschten immer Betriebsamkeit und Geselligkeit. So richtig ernsthafte Gedanken zu seiner Gesundheit hatte sich offensichtlich aber niemand gemacht, denn es wurden immer schön in Gemeinschaft Platten und Rohre aus Asbest-Zement zersägt, wobei alle gleichermaßen im Asbeststaub standen, und wie selbstverständlich dabei rauchten, aßen oder Bier tranken.

Teil dieser neuen Oase war auch eine kleine Terrasse vor der Laube. Es wurde geschachtet, gebohrt, fundamentierte und die Terrasse sollte eine Platte aus Beton bekommen. Geplant war sie als schön gerade abgezogen mit einer möglichst glatten

Oberfläche oder, nach der Vorstellung von Mutti, mit eingelassenen und ziemlich großen, flachen Natursteinplatten. Die Einstellung von Papa dazu war: „Naja, die Platten sind nicht ganz mein Ding, aber wenn du sie haben willst, dann solltest du sie auch bekommen.“ Irgendwie fehlte ihm aber die Geduld für eine Mosaikarbeit und als er etwa bei der Hälfte war, hat er beschlossen, den Rest einfach nur noch glatt zu betonieren. Am Schluss sah das Ganze aus, als wäre das Material alle gewesen, man hätte aber noch versucht, fertig zu werden, um pünktlich zum Abendessen zu Hause zu sein. Mutti war vom Ergebnis sehr enttäuscht. Auch die Innenarbeiten in der Laube gingen nicht ganz kritiklos vonstatten. Irgendwo her hatte Papa eine Spüle mit Unterschrank organisiert, in der man abwaschen oder Obst reinigen konnte und unterhalb der Spüle stand ein Eimer, in den man das Schmutzwasser abließ und auf später die Beete kippte. Dummerweise war die Küche etwas kürzer als die Spüle und um das Problem möglichst schnell zu lösen, sägte Papa so viel von der Spüle ab, dass sie in die Küche passte. Daß dabei auch der halbe Unterschrank zerstört wurde und die unsauber gesägten Kanten in die Laube hinein ragten, störte ihn nicht weiter.



Ein unsäglich dämliches Bild – noch vor der alten Laube

Durch sein Talent für alles, was mit Pflanzen zu tun hatte und einem zweifellos vorhandenen „Grünen Daumen“ wurde Papa in den Gartenvorstand gewählt und war dort „Pflanzenschutzwart“. Er beriet zu allen Fragen des Düngens und der Schädlingsbekämpfung. Dabei griff er insbesondere bei Schädlingen gern zu drastischen Mitteln. Wühlmäuse wurden mit Giftgas getötet und Gespinste von Schmetterlingen wurden ohne Rücksicht auf Verluste auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Dafür nisteten bei uns im Garten gern Meisen oder Buchfinken. Nach einer Weile konnte ich den charakteristischen Pfiff des Buchfinken sehr gut nachahmen und habe mich manchmal richtig mit ihm unterhalten. Wenn ich pullern mußte, sollte ich das in ein Fliedergebüsch machen. Wenn dort aber gerade eine Amsel brütete, wurde darauf geachtet, daß ich mich während dieser Zeit woanders zu erleichtern hatte. Lediglich das Erbsenbeet wurde mit Vogelscheuchen versehen.

Dann hatten wir trotz bester Bauqualität in der Laube regelmäßig Mäuse. In der Woche wurde vergifteter Weizen ausgelegt und am Wochenende wurden die Überlebenden gejagt. Dazu wurde ein Gummistiefel an die Wand gelegt, die Maus aufgescheucht, an der Wand entlang getrieben und in höchster Not rannte sie dann in den Stiefel, den man nur noch auskippen mußte und dann hatte man den kleinen Racker. Wenn Papa der Jäger war, wurde der Maus einfach die Wirbelsäule gebrochen. Aus! Wenn Heike dabei war, hätte sie die Maus am liebsten zuerst gestreichelt und dann wieder frei gelassen und ich hatte zur Jagd ein hohes Glas dabei, in das ich die Maus kippte und konnte dann noch etwas mit ihr spielen, bis ich sie ersäuft habe. Auch das Ersäufen muß man erst lernen. Meine erste Maus habe ich in die Schrote geworfen, wo sie qualvoll verenden sollte. Den Gefallen hat sie mir aber nicht getan sondern ist einfach weggeschwommen. Die Beschreibung der verfeinerten Exekutionen erspare ich mir jetzt aber.

Einmal im Jahr gab es ein Gartenfest. Die Gartensparte hatte drei Eingänge. Während normalerweise Gang 1 und Gang 2 viel miteinander zu tun hatten und auch über mehrere kleine

Wege miteinander verbunden waren, war Gang 3 eine Einheit für sich. Das Gartenfest war die einzige Veranstaltung, bei der alle drei Gänge gemeinsam etwas unternahmen. An diesem Tag wurde die Vereinslaube zum Verkaufsstand für Bier und Limonade umfunktioniert. Alle Gärten waren geschmückt, befreundete Familien saßen zusammen und haben gegrillt und für die Kinder gab es ein Kinderfest. Da wurden wir in mehrere Gruppen von 6 bis 10 Kindern aufgeteilt und liefen von Station zu Station. Vor unserem Garten war im Hauptweg ein Loch, darum war bei uns immer die Station „Murmeln“. Als Preise gab es Süßigkeiten und kleine Spielzeuge. Ich habe Jahr für Jahr einen kleinen gelben Gummiball von etwa 8 cm Durchmesser gewonnen. In einem Jahr hatte er grüne, im nächsten Jahr rote und im Jahr darauf blaue Punkte.

Das war tagsüber. Wenn es dämmerte, zogen sich Frauen und Kinder zurück und bei den Männern floss reichlich Alkohol. An diesen Abenden wurden die besten Freundschaften geschlossen und die schönsten Projekte erdacht. Bis ich etwa zwölf Jahre alt war wusste ich nicht, wie diese Abende ablaufen. Ich habe nur gesehen, daß Papa am nächsten Morgen Kopfschmerzen hatte, übel gelaunt war und nach dem Frühstück dringend wieder zurück in den Garten zum Frühschoppen musste. Nachmittags war dann seine Stimmung wieder besser und er legte sich irgendwann auf die Couch und fing ganz tief an zu schlafen.

Als ich aber etwa 12 Jahre alt war, blieben irgendwann auch die Familien abends mit im Garten. Die Frauen saßen bei süßem Schnaps zusammen und erzählten und erzählten und die Kinder wuselten um diese Runde herum. Natürlich ist Alkohol nichts für Kinder, aber wenn niemand aufpasst, gelten solche Gesetze nur bedingt. Am Anfang der Runde war es meine Aufgabe, die Gläser abzuräumen und nicht im Gespräch zu stören. Ich merkte aber sehr schnell, dass in den Schnapsgläsern immer noch kleine Reste blieben, die hervorragend schmecken. Das waren Apricot Brandy, Kirsch Whisky, Korn Sour und von jedem nur einige Tropfen ergeben am Ende auch eine schöne Portion. Mit Fortschreiten des Abends fiel den Frauen auch nicht mehr auf, dass ich mir aus

den einzelnen Flaschen irgendwann noch etwas nachgeschenkt habe. Natürlich war ich nicht an Alkohol gewöhnt aber hätte schwören können, dass diese zuckersüßen Flüssigkeiten keine Wirkung bei mir hinterließen. Später wurde dann das Reden etwas anstrengend und wenn ich etwas sagte, dann fragte Mutti, warum ich so laut sprechen würde. Plötzlich war die Welt wie von Watte abgeschirmt und mir wurde schlecht. Ich hatte vielleicht sechs oder sieben Gläser aus dem Mix der verschiedenen Sorten getrunken und das rächte sich jetzt bitterlich. Ich zog mich in die Laube zurück, suchte mir eine Couch und legte mich hin. Alles schaukelte, alles drehte sich und ich mußte ganz schnell an die frische Luft. Wie weiter? Ich konnte nicht so stehen bleiben, ich konnte mich auch nicht hinlegen. Ich konnte vor allem nicht Mutti beichten, woher meine Übelkeit kam. Irgendwann fiel ihr aber doch auf, daß etwas mit mir nicht in Ordnung war und sie legte fest, dass ich bestimmt zu viel Zigarettenrauch abbekommen hätte. Mit etwas frischer Luft käme das schon in Ordnung. Ich lief also langsam den Gartenweg hoch und runter und irgendwann war dann alles wieder relativ gut. Am nächsten Morgen schlief ich länger als normal, hatte Kopfschmerzen, war übel gelaunt und habe mich am Nachmittag freiwillig auf die Couch zu einem Mittagsschlaf hingelegt. Lediglich einen Frühschoppen gab es bei mir nicht. Das war also mein erster Rausch.

Was sich am Abend des Gartenvergnügens getrunken hatte war harmlos gegenüber der Mischung, die sich die Männer an kalten Wintertagen gemixt haben. Dann gab es nämlich Grog aus Primasprit, also aus reinem Alkohol mit 98%. Als erstes wurde Wasser heiß gemacht. Dann bekam jeder ein dickwandiges Whiskyglas, füllte zwei Teelöffel Zucker hinein, kippte zwei Finger breit Primasprit in das Glas und füllte mit heißem Wasser auf. Nach 3-4 Gläsern war die Stimmung hervorragend und die Körperbeherrschung ließ gewaltig nach. Wenn es nur bei den 4 Gläsern geblieben wäre ... Ich hatte manchmal das Gefühl, dass mich Papa an diesen Tagen nur mit den Garten genommen hat, damit ich beim Verlassen des Gartens die Türen auf und zu schließen konnte. Einen Schlüssel konnte er definitiv nicht mehr selbst benutzen.

Als ich etwas größer war, so etwa mit 15 Jahren, durfte ich auch einmal ein Glas davon trinken. Es hat sogar ganz gut geschmeckt.

Die gleiche Runde von Männern hat sich auch zusammen getan, um in jedem ihrer Gärten einen Brunnen zu bohren. Das Grundwasser stand durch die nahe Schrote ziemlich hoch und damit mußte lediglich ein Saugrohr bis etwa 4 Meter in den Boden getrieben werden. Dann wurde eine Doppelkolbenpumpe aufgesetzt und mit einem langen Hebel immer hin und her bewegt, bis Wasser kam. An elektrische Pumpen war damals nicht zu denken. Wenn der Garten bewässert werden mußte, wurde per Hand etwa 30 Minuten gepumpt, bis das Wasser weniger wurde oder bis man selbst mit der Kraft am Ende war.

Das war eine praktikable Lösung, das Wasser hatte aber einen so schlechten Geschmack, daß wir zum trinken immer noch einen 2-Liter-Kanister mit Trinkwasser von zu Hause mitbrachten.



Papa an der neuen Pumpe

Neben der Pumpe stand ein kleiner selbstgemauerter Grill. Eigentlich waren das nur ein paar Backsteine über- und nebeneinander, auf denen ein Grillrost lag. Wenn aber jeder von Papas Freunden einen Grill hatte, dann brauchten wir auch einen. Im Sommer wurde nun an jedem Wochenende, an dem wir im Garten waren, gegrillt. Schon allein die Vorbereitungen dafür nahmen richtig viel Zeit in Anspruch. Am Freitag wurde Fleisch gekauft und abends in einer Schüssel mit Bier, Zwiebeln, Senf und vielen Gewürzen eingelegt. Am nächsten Tag hatte alles eine gelb graue Farbe. Am nächsten Abend wurde dann das Fleisch über einer Glut aus Holzkohle gegrillt. Dazu gab es Brötchen und Kartoffelsalat. Es hat sich also im Vergleich zu heute nicht viel geändert.

Wenn irgendetwas im Vereinsleben passierte, war Papa immer mittendrin, egal, ob es sich um einen Arbeitseinsatz handelte oder eine so genannte Gartenbegehung. Dann liefen immer die fünf Männer aus dem Vorstand durch die drei Hauptgänge der Gartenanlage, machten schlaue Gesichter und bewerteten Anbau, Laube, Vogelschutz, Ordnung und Sauberkeit. Am Ende gab es auf alle Kriterien eine Punktbewertung und wer die meisten Punkte hatte, bekam auf einem großen Gartenvergnügen einen Wanderpokal. Im Laufe der Jahre hatten wir zwei oder drei mal den am besten bewerteten Garten. Ich sage das mit einem gewissen Stolz, weil ich selbst in dieser Zeit im Garten ziemlich viel mitgeholfen habe.

Von allen Freunden von Papa waren wir am meisten mit Familie Braune zusammen. Am Anfang haben die Männer viel zusammen im Garten gemacht, später haben unsere Familien zusammen Geburtstag, Silvester und ähnliches gefeiert. Dieter Braune war Schlosser im MAW in Magdeburg und hat mir, als ich mit der Lehre begonnen habe, einige gute Dinge beigebracht. Er hatte wesentlich mehr handwerkliches Geschick als Papa und so hat er unter anderem für unseren Garten ein Gartentor aus einem alten metallischen Bettgestell geschweißt. Meine Aufgabe dazu war dann, dieses Tor orange und die seitlichen Pfosten schwarz zu streichen.

Apropos schwarz streichen: Jedes Jahr durfte ich auf unserer Laube steigen und das Dach teeren. Man musste immer an der vom Apfelbaum entferntesten Ecke beginnen und sich langsam in Richtung Apfelbaum vorarbeiten, damit man nach Abschluss der Arbeit am Baum herunterklettern konnte. Die Arbeit selbst war schmutzig und klebrig und ich hatte immer eine alte Turnhose an, die noch am selben Abend weggeschmissen wurde. Natürlich kommt man beim Streichen immer wieder mit dem Teer in Berührung. Zur Reinigung wurden die seltsamsten Dinge ausprobiert. Dazu gehörte, die Teerflecke auf der Haut mit Butter einzureiben, wie sie sich so weit gelöst hatten, dass man den Rest mit viel Wasser und Seife abwaschen konnte.

Seit ich etwa acht Jahre alt war, hatte ich ein eigenes kleines Beet, kleiner als 1 m². Dort baute ich vorrangig Radieschen und eine Sonnenblume an. Direkt daneben stand eine kleine Heidelbeerpflanze. Sie hatte nie viel getragen, in einem Jahr sogar nur eine einzige Heidelbeere. Die habe ich gelegt und gepflegt und gegen Vögel und Schnecken verteidigt und habe mich extrem darauf gefreut, diese Beere zu ernten. Eines Tages war sie weg. Heike war an der Heidelbeerpflanze vorbeigegangen, hatte gesehen, dass die Frucht reif war und in den Mund gesteckt. An diesem Tag habe ich vor Enttäuschung geweint.



Neben der neuen Laube, etwa 1975